

**Stephan Flemmig: Zwischen dem Reich und Ostmitteleuropa.** Die Beziehungen von Jagiellonen, Wettinern und Deutschem Orden (1386–1526). (Quellen und Forschungen zur sächsischen und mitteldeutschen Geschichte, Bd. 44.) Franz Steiner. Stuttgart 2019. 706 S., Tab. ISBN 978-3-515-12309-9. (€ 116,-)

Die im Wintersemester 2016/17 an der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena angenommene Habilitationsschrift von Stephan Flemmig untersucht in acht großen Teilen die obersächsisch-thüringischen Beziehungen der Wettiner zu den jagiellonischen Großfürsten in Litauen, zu den jagiellonischen Königen in Polen, Böhmen und Ungarn und schließlich zum Deutschen Orden. Dabei steht das außenpolitische Handeln der drei Akteure im Vordergrund. Die Untersuchung ist auf die Zeit ab der polnisch-litauischen Union bis zum Verlust des böhmischen und ungarischen Throns der Jagiellonen beschränkt.

Im ersten Teil umreißt F. die Fragestellung, begründet schlüssig die Auswahl seiner drei wichtigsten Akteure und betont deren Verflechtung untereinander im ostmitteleuropäischen Raum. Es geht F. um die Frage nach der empirischen Erfassung dieser Beziehungen anhand von Personen, Orten und Ereignissen und zugleich um die Problematisierung längerfristiger Entwicklungen in Ostmitteleuropa, wie den Aufstieg der Jagiellonen, ihren Streit mit dem Deutschen Orden, den luxemburgisch-jagiellonischen Gegensatz, die habsburgisch-jagiellonische Rivalität in Ungarn und Böhmen, die russische und osmanische Expansion sowie die Bedeutung der Stände und der Konfession. Bei der Betrachtung des Forschungsstandes stellt der Autor zurecht fest, dass dem Thema insgesamt wenig oder nur partiell Aufmerksamkeit geschenkt worden sei und die Forschung sich einerseits auf Westeuropa konzentrierte<sup>1</sup>, andererseits im Fall der Jagiellonen weitgehend polnisch<sup>2</sup> oder landesgeschichtlich<sup>3</sup> dominiert sei. Gerade die Verflechtung von Akteuren aus unterschiedlichen geografischen Räumen, so etwa dem Deutschen Orden oder den Wettinern, stellt hier wohl die größte Herausforderung dar. F. hat sowohl gedruckte als auch archivalische Quellen in Deutschland und Ostmitteleuropa umfassend ausgewertet. Einen bedeutenden Teil nehmen außerdem die Überlegungen zur Praxis auswärtiger Politik ein. Hier unterscheidet F., und dies ist wohl überlegt, Träger und Akteure (wie z. B. Gesandte oder Stände), die Bedeutung der schriftlichen Kommunikation, direkte Kontakte sowie die Inhalte des Handelns.

Die folgenden sechs Teile beeindrucken mit einer großen Anzahl von Fakten, Daten und Ereignissen, die F.s Gelehrsamkeit ausweisen, zugleich aber die Lesbarkeit mindern. Der zweite Teil untersucht den Zeitraum 1386–1434 mit so wichtigen Ereignissen wie der polnisch-litauischen Union, dem Konflikt mit dem Deutschen Orden, der Schlacht von Tannenberg sowie dem Konzil von Konstanz und der Hussitenbewegung. Deutlich wird, dass der Deutsche Orden, gerade durch Falkenpräsente, und die Jagiellonen bemüht waren, die Wettiner als Bündnispartner zu gewinnen, und dass zugleich bis 1434 die Jagiellonen in das ostmitteleuropäische Beziehungsnetzwerk integriert waren. Insgesamt hätte der Vf. z. B. zum Konzil von Konstanz und zur Schlacht von Tannenberg auch neuere Forschungen zur Symbol- und Ritualhaftigkeit von Politik berücksichtigen können.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Z. B. STÉPHAN PÉQUINOT: Europäische Diplomatie im Spätmittelalter. Ein historiographischer Überblick, in: Zeitschrift für historische Forschung 39 (2012), S. 65–95.

<sup>2</sup> Z. B. URSZULA BORKOWSKA: *Dynastia Jagiellonów w Polsce* [Die Dynastie der Jagiellonen in Polen], Warszawa 2011.

<sup>3</sup> Z. B. SEBASTIAN KUBON: *Die Außenpolitik des Deutschen Ordens unter Hochmeister Konrad von Jungingen (1393–1407)*, Göttingen 2016.

<sup>4</sup> So etwa im Sammelband von HELMUT FLACHENECKER (Hrsg.): *Der Deutsche Orden auf dem Konstanzer Konzil. Pläne – Strategien – Erwartungen*, Weimar 2020, sowie bei KLAUS MILITZER: *Das Problem der zwei Schwerter in der Schlacht von Tannenberg*, in: STEFAN ESDERS (Hrsg.): *Rechtsverständnis und Konfliktbewältigung. Gerichtliche und außergerichtliche Strategien im Mittelalter*, Köln 2007, S. 379–389.

Wie auch in den übrigen Abschnitten streng chronologisch, behandelt F. im dritten Teil den Zeitraum von 1434 bis 1444, der maßgeblich durch die Auseinandersetzung von Jagiellonen und Habsburgern um den böhmischen Thron bestimmt war, wobei die Wettiner, die ihre Beziehungen zum Deutschen Orden aufrechterhielten, als bedeutender Machtfaktor, gerade durch die Kurfürstenwürde Friedrichs III., von beiden Akteuren erneut umworben wurden. Hier hätte man, wie auch in den folgenden Teilen, gerne mehr über die europaweiten Netzwerke der Akteure erfahren.

Den vierten Teil widmet F. den innersächsischen Konflikten und dem Dreizehnjährigen Krieg Mitte des 15. Jh. Hier verringerte sich die Intensivität der Beziehungen zwischen dem Orden und den Jagiellonen zu den Wettinern erheblich, wenngleich diese auch weiterhin gepflegt und aufrechterhalten wurden. Dem Ersuchen des Ordens um Unterstützung durch die Wettiner wurde nicht stattgegeben. An der Einigung zwischen Polen-Litauen und dem Deutschen Orden (2. Thorner Friede, 1466) waren die Wettiner nicht beteiligt.

Mit dem fünften Teil fokussiert F. die Zeit von 1466 bis 1492. Hier stellt er den jagiellonisch-habsburgisch-hunyadischen Gegensatz in den Vordergrund. Die Jagiellonen suchten Unterstützung bei den Sachsen, um den böhmischen Thron zu gewinnen. Die Wettiner waren 1474 dann wieder Vermittler in Breslau zwischen Matthias von Ungarn und den Jagiellonen. Das Netzwerk von Deutschem Orden, Wettinern und Jagiellonen gestaltete sich bis 1492 wieder intensiver als in der Zeit zuvor.

Der sechste Teil thematisiert den Zeitraum 1492–1506, in dem sich die Beziehungen erneut intensivierten. Hierzu zählen die dynastische Verbindung von Wettinern und Jagiellonen (1496), die diplomatische Fokussierung der Wettiner auf Ostmitteleuropa, besonders auf Deutschordenspreußen, die auch durch die Wahl Friedrichs von Sachsen zum Hochmeister veranlasst wurde, aber auch die sächsische Teilnahme an den auf Polen bezogenen sowie inneren Angelegenheiten des Deutschen Ordens (so die Affäre um die Familie Schlieben, in der eine ritterliche Fehde gegen Danzig den Deutschen Orden mit Polen in Konflikt brachte, wobei Sachsen vermittelte, oder auch die Spießschen Handel im Reich, eine ausufernde Streitigkeit zwischen dem Hochmeister und dem Koblenzer Landkomtur Werner Spieß von Büllesheim). F. bleibt auch im sechsten Teil bei einer nüchternen Analyse der Politik und thematisiert etwa weder die Festkultur noch deren Bedeutung angesichts dynastischer Verbindungen.

Der finale siebte Teil deckt den Zeitraum bis 1526 ab. Die Unterstützung Friedrichs durch die Wettiner hatte zu einer Distanzierung von Polen geführt. Mit dessen Tod erlahmte das politische Interesse an den Ordensangelegenheiten der Wettiner, im Umgang mit Polen waren wirtschaftliche Fragen dominierend. Ein drohender Waffengang zwischen Polen-Litauen und dem Deutschen Orden hätte die Existenz des Ordenslandes ernsthaft bedroht. 1525 erhielt Albrecht von Brandenburg-Ansbach, nach Niederlegung des Ordensmantels und Konfessionswechsel, in der Preußischen Huldigung von Krakau das Restdeutschordensland als Lehen vom polnischen König. Damit war die Spitze des Deutschen Ordens in Preußen mit dem Vertrag von Krakau als außenpolitischer Akteur ausgeschieden. Gerade hinsichtlich der Lehnsannahme Preußens durch Albrecht hätte es gelohnt, Aspekte von Ritualen, Herrschaftsinszenierung und den Vergleich mit anderen europäischen Räumen in die Analyse einfließen zu lassen.

Es folgt ein achter Teil, der die wesentlichen Ergebnisse prägnant zusammenfasst. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis, Personen- und Ortsregister runden das Werk ab. Der Studie hätten allerdings Kartenmaterial und Abbildungen beigegeben werden sollen.

Als wichtige Ergebnisse der Studie sind festzuhalten: Zwischen Wettinern und Jagiellonen bestanden im Untersuchungszeitraum stetige Kontakte ebenso wie zwischen den Wettinern und dem Deutschen Orden im Reich und in Preußen. Sowohl die Jagiellonen als auch der Orden informierten die Wettiner regelmäßig über wichtige Ereignisse. Konflikte und Interessenüberschneidungen der Akteure untereinander durchliefen unterschiedlich intensive Phasen, wobei die Wettiner eher in habsburgisch-jagiellonische Konflikte einge-

bunden waren. Im 15. Jh. intensivierten sich die Beziehungen der drei Akteure erneut, gerade durch die Wahl Friedrichs von Sachsen zum Hochmeister (1498) und die sog. Leipziger Hochzeit von Herzog Georg von Sachsen und Barbara von Polen (1496). „In der konkreten auswärtigen Praxis zwischen Jagiellonen, Wettinern und Deutschem Orden fanden all die Instrumente Anwendung, die für die Gestaltung auswärtiger Beziehungen zu jener Zeit üblich waren“ (S. 595), d. h. Gesandtschaften, Audienzen, Bündnispolitik, dynastische Verbindung etc. Die Ausgestaltung dieser Beziehungspolitik wurde auch und nicht unwesentlich durch Räte und Familienangehörige bestimmt. Dies trifft ebenso auf die Gesandten zu, die nicht selten Handlungsspielräume selbständig nutzten. Aber auch weitere Gruppen wie Studenten, Höflinge, Gelehrte, Söldner und Kaufleute trugen zum Austausch erheblich bei, wobei sprachliche Grenzen durch die Verwendung des Lateinischen weitgehend entfielen. F. hebt hervor, dass die auswärtigen Beziehungen der Wettiner, Jagiellonen und des Deutschen Ordens nur ein Teil dieses ungleich größeren Beziehungsgeflechts gewesen seien. Gerade diese Beziehungsgeflechte, die F. weitgehend überblicksartig darstellt, sollten das Interesse an prosopografischen Netzwerkstudien geweckt haben.

Insgesamt bietet F. die erste zusammenhängende, quellen- und literaturgesättigte Rekonstruktion der Beziehungen der drei behandelten Akteure im ostmitteleuropäischen Raum und darüber hinaus. Anders als etwa das an der Universität Oxford angesiedelte Projekt „The Jagiellonians: Dynasty, Identity and Memory in Central Europe“ (2013–2018), das verschiedenste geschichtswissenschaftliche und interdisziplinäre Ansätze in supranationaler Perspektive am Beispiel der Jagiellonen erprobte, oder die Arbeit von Paul Milliman<sup>5</sup>, die sich, methodisch hierzu nicht immer überzeugend, mit der (kollektiven) Erinnerung und deren Formierung beschäftigt und sehr stark von einem 151 Zeugnisaussagen umfassenden Quellenkorpus abhängig ist, bietet F. einen deutlich anderen und neuen Schwerpunkt: die Beschreibung und Analyse der außenpolitischen Beziehungen der drei großen Akteure im ostmitteleuropäischen Raum. Angesichts der Größe des untersuchten Gebiets, des beträchtlichen zeitlichen Umfangs und der Vielzahl geschichtswissenschaftlicher Neuansätze bleiben einige Wünsche, so prosopografische Netzwerkanalysen oder die Einbindung von Ritual, Symbol und Inszenierung, offen. Der große Umfang der eingesehenen Quellen und ausgewerteten Literatur sowie deren stets treffende Analyse bilden das sichere Fundament der Studie.

F. leistet in seiner sehr zu begrüßenden und nüchtern verfassten Studie eine Analyse der Praxis auswärtiger Politik hinsichtlich sowohl der Träger und Akteure auswärtigen Handelns als auch der Bedeutung der schriftlichen Kommunikation sowie des direkten diplomatischen Kontakts.

Bonn

Marcus Wüst

<sup>5</sup> PAUL MILLIMAN: „The Slippery Memory of Men“. The Place of Pomerania in the Medieval Kingdom of Poland, Leiden – Boston 2013.

**Václav Bok: Der Breslauer Stadtschreiber Peter Eschenloer.** Übersetzung des Berichts von Robertus Monachus über den Ersten Kreuzzug. (Schriften zur Mediävistik, Bd. 26.) Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2018. 473 S., 33 Ill. ISBN 978-3-8300-9282-7. (€ 129,80.)

Nach der Edition der Übersetzung der *Historia Bohemica* des Enea Silvio Piccolomini von Peter Eschenloer von 2005 hat sich Václav Bok nun der Edition der zweiten Übersetzung Eschenloers, der *Historia Hierosolymitana* von Robertus Monachus, eines ausführlichen Berichts über den ersten Kreuzzug ins Heilige Land, angenommen. Der Leser vermisst zu Beginn eine kurze Einleitung, die den einführenden Kapiteln vorangeht und den Leser allgemein an die Zielsetzung der Edition heranführt, die Bedeutung des Werkes kurz skizziert und dieses in einem größeren Kontext innerhalb der Forschung verortet. Am Beginn des Bandes stehen ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Verzeichnis der benutzten Abkürzungen. Ungewöhnlich und etwas irritierend ist, dass der Hrsg. jeweils die

vollständige URL der digitalisierten Forschungsliteratur und Quelleneditionen angibt. Mag dies bei den genutzten Datenbanken wie *Manuscripta Mediaevalia* oder dem Gesamtkatalog der Wiegendrucke zweifellos seine Berechtigung haben, so geht dies im Verzeichnis der (gedruckten) Quelleneditionen und der Forschungsliteratur auf Kosten der Übersichtlichkeit, zumal der kundige Leser auf den Internetseiten der einschlägigen Digitalisierungsprojekte wie *archive.org* oder *Gallica* den gesuchten Titel sicherlich schneller in die Suchmaske eingibt als die von Bok vollständig aufgeführte URL. Hier wäre ein Hinweis auf das Digitalisat mit einem Verweis auf das jeweilige Digitalisierungsprojekt ausreichend gewesen.

Auf den ersten 36 Seiten bietet B. eine Einführung in das Werk und zum Autor der *Historia Hierosolymitana* sowie in die Rezeption des Werkes. Im dritten Kapitel werden die zahlreichen mittelalterlichen und neuzeitlichen Übersetzungen der *Historia* vorgestellt. Die Vielzahl der Übersetzungen weist auf eine sehr lebhaftete Rezeption des Werkes hin. Im vierten Kapitel widmet sich B. der Vita des Übersetzers, dem aus Nürnberg stammenden Breslauer Stadtschreiber Peter Eschenloer, der die Übersetzung der *Historia* von Robertus Monachus als Auftragsarbeit des Breslauer Stadtrats 1466 zum Abschluss brachte.

Im fünften Kapitel folgen die Beschreibungen der beiden Handschriften, der Prager Handschrift (P) und der Handschrift von Wrocław (W), die Editionsgrundsätze und die eigentliche Edition der Übersetzung. Die Edition nimmt mit 235 Seiten die Hälfte des Bandes ein. Neben der Übersetzung der *Historia Hierosolymitana* ediert B. auch zwei Briefe aus der Zeit nach der Eroberung Jerusalems, eine kurze Geschichte des Königreichs Jerusalem sowie einen Pilgerführer ins Heilige Land, welche in beiden Handschriften zusammen mit der *Historia* überliefert sind. Aufgrund der zeitlichen Nähe der Handschrift P zum Zeitpunkt der Übersetzung des Werkes durch Eschenloer gibt der Editor ihr als Leithandschrift den Vorzug. Im Textapparat werden in Fußnoten in arabischen Zahlen die Lesarten der Handschrift W sowie andere Besonderheiten aufgeführt. Fehler in der Leithandschrift werden im edierten Text in emendierter Form kursiv gesetzt und im Apparat durch die beiden Varianten von P und W angegeben. Fehlende Buchstabe werden wiederum in eckigen Klammern ergänzt, sodass die Eingriffe des Editors in den Text stets sichtbar sind. Prinzipiell wird eine möglichst originalgetreue Textwiedergabe angestrebt. Die Abkürzungen in der Leithandschrift werden in der Edition aufgelöst. Den damit verbundenen Problemen widmet der Editor ein Unterkapitel (S. 86–89).

Im Anschluss an den Editionstext folgt der Einzelstellenkommentar, der ausführliche Informationen zu den im Editionstext genannten Personen, Orten und Ereignissen enthält. Aufgrund der Gestaltung in Form von Endnoten ist der Kommentar gerade als Einzelstellenkommentar ausgesprochen leserunfreundlich, zumal die Zählung der Endnoten nach jedem Buch neu einsetzt, sodass der Leser zwischen dem Editionstext und dem Kommentar hin und her blättern muss, um den gesuchten Kommentar zu finden. Störend und unnötig sind die Verweise auf diverse Internetressourcen, allen voran Wikipedia. Dies gilt unabhängig von der Frage, ob das Zitieren von Wikipedia-Artikeln in wissenschaftlichen Arbeiten überhaupt sinnvoll ist. Die Platzierung des Kommentars als zweiten Apparat in die Fußnoten sowie die Beschränkung auf die wichtigsten Informationen in knapper Form hätten die Benutzung der Edition und vor allem des Kommentars wesentlich erleichtert.

Im sechsten Kapitel begründet B. ausführlich die Wahl der Leithandschrift und versucht anhand der übereinstimmenden Stellen in den beiden Handschriften einen Archetypus zu rekonstruieren, worunter er die nicht erhaltene Reinschrift von Eschenloers Übersetzung versteht. Aufschlussreich sind die Abbildungen jeweils der ersten Seite in den beiden Handschriften P und W, sodass sich der Leser an dieser Stelle exemplarisch ein Bild von der Textgrundlage der Edition machen kann. B. geht auf der Grundlage einer textkritischen Untersuchung davon aus, dass die beiden Handschriften nicht direkt voneinander abhängig sind und zwei unterschiedliche Zweige der Überlieferung darstellen. Abschließend stellt er fest, dass die Handschrift P näher am lateinischen Text der *Historia* und somit auch näher

an der vermeintlichen Reinschrift der Übersetzung sei, während die Handschrift W mehr Veränderungen aufweise.

In den letzten beiden Kapiteln untersucht B. Eschenloers Übersetzung und geht dabei auf ausgewählte Themenbereiche wie Rüstung und Waffen oder die Beziehungen zwischen Christen und Heiden sowie bestimmte Stilmerkmale der Übersetzung ein. Abschließend befasst er sich mit den Beurteilungen der übersetzerischen Leistung Eschenloers in der Forschung. Der Editionstext und der analytische Teil der Arbeit werden durch ein Personen- und Ortsnamenregister zuverlässig erschlossen. Zu hinterfragen sind lediglich die zahlreichen Querverweise auf Haupteinträge von Personen und Orten, die das Register teilweise etwas unübersichtlich machen.

Ungeachtet der genannten Kritikpunkte überzeugt B.s Edition. Der nun zugängliche Text der *Historia* bietet eine ausgezeichnete Grundlage für weitere wissenschaftliche Forschungen.

Berlin

Remigius Stachowiak

**Matthias Müller: Das Entstehen neuer Freiräume.** Vergnügen und Geselligkeit in Stralsund und Reval im 18. Jahrhundert. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, Bd. 5 / Forschungen zur Pommerschen Geschichte, Bd. 51.) Böhlau-Verlag. Wien u. a. 2019. 346 S. ISBN 978-3-412-51111-1. (€ 50,-)

Der Titel der im Jahre 2016 eingereichten und hier leicht modifiziert gedruckten Dissertation ist Programm. Jeder der im Titel verwendeten Begriffe ist im Rahmen der historiografischen Analyse heuristisch zu verstehen und wird von Matthias Müller – mehr oder weniger konsequent – für eine systematische Thesenbildung operationalisiert. Darüber hinaus bezeugt das Bemühen um Begriffsdefinitionen und diskursive Konzeptionalisierungen ein intensives wissenschaftliches Ordnungs- und Kategorisierungsbedürfnis, das sich auch in einer überaus klaren Gliederung des Textes widerspiegelt. Aber: Der Gewinn an Deutlichkeit und Struktur macht ihn zugleich anfälliger für Kritik. Sie kann nur dadurch gebändigt werden, indem die empirischen Anteile der Untersuchung die theoretischen Prämissen bestätigen und in ihrer Aussagekraft weiter festigen. Das ist im vorliegenden Fall vielerorts gelungen, aber nicht überall.

Bei der Verwendung des Titelbegriffes „Freiräume“ (statt „Freizeit“ u. Ä.) knüpft M. an die Forschungen von Ulrich Rosseaux und Martina Löw<sup>1</sup> an. Sein Hauptargument für die operationale Verwendung dieses Begriffes besteht darin, dass die frühe Neuzeit zwar lexikalisch variable Formen von „Freizeit“ kannte, nicht aber die damit verbundene moderne Semantik. Noch im 18. Jh. blieb die Bedeutung von „freye zeyt“ u. Ä. fast ausschließlich auf den Bereich der Pädagogik und der Schule beschränkt. Die heutige eher allgemeine Bedeutung von „Freizeit“ bildete die frühe Neuzeit durch Benennung einer Reihe unterschiedlicher Einzelaktivitäten ab, etwa als „Mußestunden“, „stille Zeit“, etc. Löw geht davon aus, dass Freiräume zunächst als spontanes Handlungsgeschehen zu interpretieren sind, das durch Wiederholung Routinen generiert und sich schließlich als geronnene Kollektivhandlung institutionalisiert. „Neu“ sind solche Freiräume in der von M. untersuchten Periode 1750–1800 in Stralsund und Reval deshalb, „weil sie zumindest teilweise andere Zugangskriterien und Verhaltensweisen aufwiesen,[sic!] als es bei früheren Freiräumen üblich war“ (S. 13). Während diese Bemerkung M.s völlig plausibel wirkt, darf man als Rezensent der vorliegenden Monografie kritisch bemerken, dass Löws Begriff eher die räumliche Referenz von Freizeit betont, während Rosseaux' Untersuchung, die sich auf eine einzige Stadt (Dresden) bezieht, für eine allgemeine Theorie von Freizeit in

<sup>1</sup> ULRICH ROSSEAU: Freiräume. Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden 1694–1830, Köln u. a. 2007; MARTINA LÖW: Raumsoziologie, Frankfurt am Main 2001, S. 158–161.

der frühen Neuzeit als wenig repräsentativ erscheint. Es wird also offen bleiben müssen, ob „Freiräume“ ein tragfähiges heuristisches Konzept für diese und andere Untersuchungen zur Freizeit in der frühen Neuzeit darstellt – jedenfalls so lange, bis eine kritische Menge frühneuzeitlicher Fallbeispiele historiografisch untersucht ist.

Institutionalisierte Freizeitaktivitäten manifestierten sich in den Städten der frühen Neuzeit insbesondere durch Theateraufführungen, (Masken-)Bälle sowie verschiedene Arten von Glücksspielen und Lotterien. Im 18. Jh. vollziehen sich diese Aktivitäten unter Beobachtung durch eine „räsonierende Öffentlichkeit“ (S. 16) und einer im Hintergrund ablaufenden Medien- und Leserevolution, die Müller mit Jürgen Habermas’ „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ zu fassen versucht. Er gibt aber, wenn auch nur als Referent anderer Kritiker, zu, dass die Habermas’sche Theorie Schwächen in der Empirie besitzt; sie findet denn in der weiteren Untersuchung auch kaum noch Verwendung. Gleichwohl hätte man an diesem Punkt doch gern gewusst, ob und inwiefern der konstatierte Strukturwandel mit einer „Verbürgerlichung“ (im Sinne des philosophierenden Soziologen Habermas) – oder auch Intellektualisierung (im Sinne der einschlägigen historischen Forschung zum Thema) – einherging. Anders gefragt: Ging es beim Strukturwandel der Öffentlichkeit um die Selbstermächtigung einer bürgerlichen und akademischen sozialen Gruppe, oder haben wir es mit einem zwischenständischen Kulturtransfer zu tun, bei dem das höfische Vorbild von bürgerlichen Akteuren im städtischen Raum platziert und dort imitatorisch von einer exklusiven politischen Tätigkeit des Adels auf die von Geld und Geist dominierte Schicht stadtbürgerlicher Lebensweise übertragen wird? Dass man in M.s Dissertation dazu keine Antwort findet, verweist auf einen allgemeinen Eindruck, dass die Untersuchung mit einem Minimalmaß an sozial- und verhaltensgeschichtlicher Kontextualisierung auskommt. Ansätze für eine Einbettung des stadtbürgerlichen Milieus in die Bedingungen der frühneuzeitlichen Ständeordnung oder eine Analyse des allgemeinen stadtbürgerlichen Habitus’ (etwas mit Hilfe der Analysekatoren Pierre Bourdieu) sucht man vergeblich. Immerhin aber scheint M. ein wenig Diskurstheorie rezipiert zu haben, etwa wenn er die zeitgenössische Debatte um unnützen Müßiggang, tugendferne Tanz-Vergnügen, lästerliche Glücksspiele oder pöbelhafte Theaterveranstaltungen nachzeichnet und deren Rezeptionsgeschichte reflektiert.

Weitere erkenntnisleitende Begriffe, die M. zu Beginn seiner Dissertation einführt, sind die aus der Forschung übernommene *consumer revolution* des 18. Jh. und das Konzept der *borderlands*. Er versucht, die *consumer revolution* mit der angesprochenen Medien- und Leserevolution des 18. Jh. zusammenzudenken, die sich in dieser Zeit in einer explosionsartig gestiegenen Produktion von Zeitschriften, veröffentlichten Briefen und Büchern und der quasi epidemischen Verbreitung öffentlicher Kommunikationsorte wie Cafés, Salons oder Klubs manifestierte. Die Verdeutlichung dieses Zusammenhangs gelingt aber nur ansatzweise und bleibt über weite Strecken des Textes ein totes Motiv. Einleuchtender hingegen wirkt die konstatierte Interdependenz von Glücksspielen und Kommerzialisierung, die die Konsumfrage direkter berührt und das spezifisch stadtbürgerliche Verhältnis zu Investition und Kapital verdeutlicht.

Auch die *borderland*-These bleibt im bloßen Referat stecken und zeigt sich als Analysekategorie bei der empirischen Untersuchung der Fallbeispiele Reval und Stralsund in vornehmer Blässe. Reval und Stralsund sind M. zufolge insofern keine zufällig gewählten Fallbeispiele, als es sich bei ihnen um *borderland*-Städte handle, um Städte also, die sich als zentrale Orte von Reichsperipherien – in diesem Fall des Russländischen (bei M. durchgehend: „Russischen“) und des Schwedischen Reiches – durch eine gewisse Distanz oder gar Unabhängigkeit von der Politik des Zentralstaats ausgezeichnet hätten. Aber abgesehen von der Feststellung, dass auch Vertreter der russischen und schwedischen Provinzialverwaltung an Vergnügungen und Geselligkeit der jeweiligen Stadt teilnahmen und auf diese Weise mitunter mehr den städtischen Autoritäten als ihren Dienstherrn in St. Petersburg oder Stockholm verpflichtet schienen, verfolgt M. keine systematische sozialstrukturelle oder machttheoretische Analyse der Interdependenz von Zentralstaat, *border-*

*land* und Stadt – selbst wenn er bei seiner Auswertung der Quellen alle drei Ebenen mehr oder weniger intensiv in die Untersuchung einbezogen hat (man vermisst allerdings Quellen aus russischen und schwedischen Archiven).

Ihre Einordnung in den konzeptionellen Zusammenhang der *borderlands* sagt gleichwohl wenig darüber aus, warum M. gerade diese zwei Städte für eine empirische Untersuchung gewählt hat. Gewiss, Stralsund war im 18. Jh. die „Hauptstadt“ der Provinz Schwedisch-Pommern, Reval diejenige der Provinz Estland. Aber warum statt Reval nicht Riga, eine Provinzhauptstadt, die wesentlich bevölkerungsreicher und politisch bedeutender war? Oder warum mit Stralsund und Reval zwei Provinzhauptstädte und nicht beliebige andere Städte an der Ostsee? Auch bei dieser Frage rächt sich, dass die Rolle des Zentralstaats und seiner Repräsentanz im *borderland* nicht systematisch analysiert ist. M. schreibt dazu nur, dass sich die beiden Städte ähnelten. Gleichzeitig geht es ihm ausdrücklich nicht um einen systematischen Vergleich beider Städte. Vielmehr, so der unmittelbare Lektüre-Eindruck, sind Stralsund und Reval nur Fallbeispiele für M.s eigentliche Untersuchungsgegenstände: „Glücksspiele“, „Theater“ und „Bälle und Maskeraden“. Diese handelt er in drei umfangreichen, überaus materialgesättigten und durchaus erkenntniserweiternden Kapiteln ab. Als Untersuchungsmaterial dienen ihm dabei sowohl eine Vielzahl von Quellen aus pommerschen, mecklenburgischen und estnischen Archiven (darunter Gesetze und Verordnungen, amtliche Berichte, Briefe und Tagebücher) als auch unterschiedliche Druckerzeugnisse, vor allem zeitgenössische Zeitschriftenbeiträge oder Reiseberichte, aber auch politische Traktate oder gelehrte Abhandlungen. Die Analyse dieser Materialien stellt das eigentliche Zentrum der Dissertation dar. Schade ist dabei, dass eine enge Verzahnung der empirisch gewonnenen Forschungsergebnisse mit den angesprochenen heuristischen Instrumenten nicht immer zufriedenstellend gelungen ist.

Gleichwohl handelt es sich um eine begrifflich und strukturell sehr transparente, über weite Strecken konsequent systematisch angelegte Untersuchung, die einen angenehm leserfreundlichen Stil pflegt. Das historiografische Innovationspotenzial der Dissertation bleibt bei alledem begrenzt. Man hat dies so oder ähnlich auch am Beispiel anderer europäischer Städte schon einmal gelesen. Dennoch bleibt der Gesamteindruck positiv. Ist man auf der Suche nach Darstellungen zur Geschichte der Freizeit im frühneuzeitlichen städtischen Raum, wird man sicher gern zu M.s Untersuchung greifen wollen – nicht zuletzt, weil viele seiner Sätze schon beim ersten Lesen im Gedächtnis haften bleiben. Und das ist bei Weitem nicht das geringste Lob, das man einem akademischen *first book* ausstellen kann.

Berlin

Ralph Tuchtenhagen

**Ludwig August Frankl (1810–1894).** Eine jüdische Biographie zwischen Okzident und Orient. Hrsg. von Louise Hecht. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 10.) Böhlau. Köln u. a. 2016. 430 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-412-50374-1. (€ 55,-)

Geschichtswissenschaft hat mehr mit den Konjunkturen des Vergessens und Erinnerns zu tun als Historiker\*innen lieb ist. Dies zeigt etwa die Erinnerung an den 1876 als „Ritter von Hochwart“ in den Adelstand erhobenen österreichischen Dichter sowie langjährigen Sekretär der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien, Ludwig August Frankl (1810–1894). Biografie und Werk Frankls sind anlässlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstags 2010 auf einer internationalen Tagung in Olomouc gewürdigt worden.

Dieser Tagung („Ludwig August Frankl (1810–1894): Ein jüdischer Kosmopolit in Mitteleuropa“) verdankt sich der vorliegende Sammelband, der eine kollektive Biografie in dem Sinne darstellt, als dass er detailliert die Ergebnisse literatur- wie geschichtswissenschaftlicher Forschungen zu den verschiedenen Aspekten des Lebens und Schaffens Frankls präsentiert. Eine Vorstellung von der Komplexität dieses Unternehmens mag ge-

winnen, wer sich in den biografischen Eintrag im 1858 erschienenen 4. Band des *Wurzbach*<sup>1</sup> vertieft. Angesichts der Tatsache, dass die Liste von Frankls dort aufgezählten Werken bereits mehrere engbedruckte Spalten umfasste, verwundert es nicht, dass die in Olomouc lehrende Germanistin Louise Hecht zahlreiche Fachkolleg\*innen aus Israel, Österreich und der Tschechischen Republik hinzuzog, um Frankls Werk in seiner ganzen Breite wiederzuentdecken.

Dass Frankl bereits vor dem Ende des imperialen Zeitalters in Mittel- und Osteuropa in Vergessenheit geriet, verleiht dieser Veröffentlichung geschichtspolitisches Gewicht. Welche Antworten kann der Band auf die Frage nach den Gründen für dieses Vergessen geben? Die historischen Umbrüche, die im 20. Jh. die Welt erschütterten, ließen die Biografie eines zentraleuropäischen Intellektuellen des 19. Jh. offenbar bedeutungslos erscheinen. Die liberale Tradition, in deren Ahnengalerie Frankl einen prominenten Platz hätte einnehmen können, war nach dessen Tod überall in Europa außerhalb der Schweiz im Niedergang begriffen. Erst im 21. Jh. entdeckt die Literatur- und Geschichtswissenschaft Frankl und sein Milieu wieder, nachdem mit dem Ende des Kalten Kriegs das Interesse an der Geschichte der Habsburgermonarchie als liberalem Rechtsstaat sowie seinen kulturellen Eliten zugenommen hat.

Frankls Verdienste sind heute unbestritten. Sein politisches Engagement als liberaler Publizist reichte über die Zäsur von 1848 hinweg. Sein Einsatz für das Jüdische Museum Wien, für die von ihm gegründete erste jüdische Blindenerziehungs- und -ausbildungsstätte Europas in Wien-Döbling, für die Popularisierung jüdischer Sujets in deutscher Dichtung, für jüdische Bildung in Palästina sind bekannt und gut dokumentiert. Seine Übersetzungen slawischer Volksdichtungen weisen ihn innerhalb der Habsburgermonarchie als kulturellen Mittler zwischen slawischem und germanischem Element aus. Seine Selbststilisierung als Orientkenner und Reiseschriftsteller fand unter den Zeitgenossen Bewunderer. Auf Frankl geht die Errichtung des ersten Schillerdenkmals in Wien zurück; zu seinen Freunden zählte etwa Nikolaus Lenau (1802–1850), er verfasste neben patriotischen Dichtungen wie der Sammlung *Habsburgerlied* (1832) auch Biografien Franz Grillparzers (1791–1872) und Friedrich Hebbels (1813–1863).

Die transnationale Bedeutung der Biografie Frankls wird im Quellen- und Literaturverzeichnis des vorliegenden Bandes dokumentiert; die Liste der benutzten Archive umfasst neben Institutionen auf dem Gebiet der ehemaligen Monarchie (Wien, Prag und Graz) auch das Leo Baeck Institute in New York, die Central Zionist Archives in Jerusalem und das Staatsarchiv München. Bereits zum 100. Geburtstag Frankls hatte man sich in Prag zu einer Gedenkfeier für ihn zusammengefunden. Auch gab sein Neffe Stefan Hock (1877–1947) einen Band heraus, der zwar unter dem Titel „Erinnerungen“ erschien, aber lediglich eine postume Textsammlung darstellte.<sup>2</sup>

Leider erweisen sich diese autobiografischen Texte als wenig aussagekräftig, was Frankls Rolle in der Revolution von 1848 betrifft (vgl. dazu aber im vorliegenden, Band den Beitrag Ernst Wangermanns). Vielmehr beleuchten die *Erinnerungen* Frankls böhmisches Herkunftsmilieu, seinen mit der Übersiedelung nach Wien einhergehenden sozialen Aufstieg sowie die wichtige Rolle, die Frauen im Leben des zweifach verheirateten Frankl spielten (siehe auch den informativen Beitrag von Dieter J. Hecht „Wie glücklich ist sicher die gute Paula, ...“ Frauen im Leben von Ludwig August Frankl“). Frankls Revolutionsgedicht *Die Universität* (1848) darf als politisch wenig relevant eingeschätzt

<sup>1</sup> Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. Enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 4: Egervári – Füchs, hrsg. von CONSTANTIN VON WURZBACH, Wien 1858, S. 334–339, URL: [https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96:Frankl,\\_Ludwig\\_August](https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96:Frankl,_Ludwig_August) (11.09.2020).

<sup>2</sup> STEFAN HOCK (Hrsg.): *Erinnerungen von Ludwig August Frankl*, Prag 1910.



werden, wie Jörg Krappmann in seinem Beitrag „Der ‚Mitgenannte‘. Ludwig August Frankl und die Literaturgeschichte“ urteilt. Doch erlangte es durch die Verbreitung als erstes zensurfrees Flugblatt Österreichs große Popularität und wurde häufig vertont, obwohl es nicht zur „österreichischen Marseillaise“ taugte, wie Stefan Schmidl unter der Überschrift „Gedichte von Ludwig August Frankl in ihren Vertonungen. Ein Spektrum musikalischer Übersetzungen“ zeigt.

Warum also ist der „Politiker der Erinnerung“, als der Frankl im Beitrag Herlinde Aichners bezeichnet wird, trotzdem weitgehend vergessen worden? Neben den Antworten, die Hecht in ihren beiden biografischen Überblicksartikeln zu Frankl (in deutscher und englischer Sprache) vor dem Hintergrund von dessen politischen Überzeugungen und seiner literarischen Ästhetik gibt, ist auch Frankls Position innerhalb des Judentums seiner Zeit zu betrachten. Er stand nämlich nicht nur außerjüdisch auf Seiten der Verlierer der Geschichte. Dies galt auch innerjüdisch zunächst für die Epoche sowohl nach der Revolution von 1848 wie auch verstärkt nach dem Ende der Monarchie, als Frankls Reichspatriotismus mit seinem Gegenstand auch sein Kommunikationsraum abhandenkam. Lediglich im nostalgischen Rückblick auf das untergegangene Imperium – und umso mehr nach der Shoa – erschien Frankls Identifizierung mit dem übernationalen Universalitätsprinzip des liberalen Rechtsstaats österreichisch-ungarischer Prägung im milden Lichte. Obwohl Frankls Dichtung selbst sowie von ihm hrsg. Lyrik-Anthologien zentrale Motive jüdischer Geschichtserfahrung aufnahmen und verarbeiteten, galt er dem sich gegen Ende des 19. Jh. organisierenden jüdischen Nationalismus nicht als Vorkämpfer. 1919 berichtete der ungarische Zionist Ludwig Báto (1886–1974) über Frankls Palästinareise im Jahre 1856 und den „Kulturkampf“, den die Eröffnung einer weltlichen Schule für jüdische Knaben auslöste. Báto strich dabei die große kulturelle Distanz zwischen dem „letzten bedeutenden Westjuden, der das mittelalterliche Jerusalem sah“, und den degenerierten Frömmeln im aschkenasischen Yishuv heraus. Gleichzeitig galt ihm Frankl als „Sendbote der ‚aufgeklärten‘ westeuropäischen Judenschaft“ – und als hoffnungsloser Ignorant sowohl gegenüber dem nationalen Erwachen des Judentums als auch gegenüber erstarkenden antijüdischen Exklusionstendenzen unter den Nationalbewegungen der Völker der Monarchie.<sup>3</sup> Mit Frankls Bericht von der Palästinareise beschäftigt sich aus literaturwissenschaftlicher Sicht Marie Krappmann unter dem Titel „Ludwig August Frankl ‚Nach Jerusalem!‘ Über die Logik der Widersprüche und das Zerbröckeln der Metaphern“.

Der reich bebilderte Band enthält neben einem Stammbaum der Familie Frankl, einem Personenregister und einer chronologischen Auswahlbibliografie der wichtigsten selbständigen Veröffentlichungen Frankls mit Hinweisen auf Übersetzungen und Vertonungen eine nützliche Übersicht zeitgenössischer Zeitschriftenartikel von sowie über Frankl (1828–1927). Dass diese Übersicht nicht chronologisch geordnet wurde, bleibt allerdings zu bedauern.

Basel

Alexis Hofmeister

<sup>3</sup> LUDWIG BÁTÓ: Ludwig August Frankl in Palästina, in: Jüdischer Nationalkalender. Almanach auf das Jahr 5679 (1918–1919), Wien 1918, S. 125–129.

**Hanna Kozińska-Witt: Politycy czy klakierzy? Żydzi w krakowskiej radzie miejskiej w XIX wieku [Politiker oder Claqueure? Juden im Krakauer Stadtrat im 19. Jahrhundert.]** (Studia nad Cywilizacją Żydowską w Polsce, Bd. 3.) Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego. Kraków 2019. 248 S. ISBN 978-83-233-4626-5. (PLN 46,20.)

Das Thema von Hanna Kozińska-Witts Buch ist für die Autorin keineswegs ein neues Forschungsfeld. Sie hat zahlreiche Publikationen sowohl über die Stadtgeschichte

Krakaus<sup>1</sup> als auch über die jüdische Geschichte<sup>2</sup> vorgelegt. Dieses Buch führt die beiden Themen zusammen.

*Politycy czy klakierzy?* besteht aus vier Kapiteln und einem Exkurs. Das erste Kapitel befasst sich mit der Schaffung gesetzlicher Regelungen für die jüdische(n) Gemeinde(n) in Krakau. Darüber hinaus untersucht es die Karriere eines prominenten orthodoxen Rabbiners in Krakau, Szymon Schreiber, sowie eines berüchtigten Antisemiten, Teofil Merunowicz. Das zweite Kapitel behandelt die rechtlichen Rahmenbedingungen für die jüdische Beteiligung am Stadtrat, die Rolle der jüdischen Stadträte und die Frage des Antisemitismus in Krakau. Den Schwerpunkt des dritten Kapitels bilden die Sozialfürsorge in Krakau und die Rolle der religiösen Institution darin. Das letzte Kapitel ist der Integration und Modernisierung des Bezirks Kazimierz mit seinem hohen jüdischen Bevölkerungsanteil gewidmet. Der Exkurs befasst sich mit dem Gerichtsverfahren gegen die Familie Ritter aus einem Dorf in der Nähe von Rzeszów, die eines rituellen Mordes an einem christlichen Mädchen beschuldigt wurde.

Obwohl es zum jüdischen Leben in Galizien und insbesondere in Krakau eine Fülle von Publikationen gibt<sup>3</sup>, ist die jüdische Teilhabe am politischen Leben Krakaus während des 19. Jh. kaum erforscht. Andererseits betrachten die Studien zu Krakau in der Zeit der Doppelmonarchie die jüdische Stadtbevölkerung tendenziell als eine Sonderfrage, die nur punktuell mit der allgemeinen Geschichte Krakaus verbunden gewesen sei. K.-W. hinterfragt diese Annahme und zeigt in der vorliegenden Studie, dass das jüdische und das polnische Krakau keineswegs voneinander abgeschottet waren.

Die Geschichtsschreibung zu Krakau im 19. Jh. ist entscheidend von seiner Rolle als polnisches Nationalheiligtum geprägt. Die neueren Studien zur Stadtgeschichte von Krakau<sup>4</sup> betten die nationale Frage in eine breitere Perspektive ein und untersuchen sie als Teil des Modernisierungsprozesses der Stadt. K.-W.s Buch folgt ebenfalls diesem Trend. Sie zeigt z. B., wie das jüdische Bildungswesen in Kazimierz polonisiert wurde. Die Veränderungen im städtebaulichen Gefüge von Kazimierz waren sowohl aus hygienischen als auch aus brandschutzrechtlichen Gründen von wesentlicher Bedeutung, waren aber auch Teil der größeren Idee, das Niveau der Stadt insgesamt zu heben. Wie die Vf. jedoch zeigt, verlief dieser Prozess nicht immer reibungslos oder unumstritten. Krakau erlebte zwar keine Hausmannisierung wie Paris, aber die Frage, was mit den Armen (obwohl sie im Fall von Paris keine Vertreter nationaler oder religiöser Minderheiten waren) zu tun sei, die sich z. B. keine feuerfesten Dächer leisten konnten, war auch in dieser Stadt präsent (S. 81).

Ein großer Vorteil dieses Buches besteht darin, dass es die Stadt nicht als Einzelfall behandelt, sondern in einen breiteren österreichisch-ungarischen (und sogar europäischen) Kontext stellt. Die Autorin hütet sich aber auch vor Verallgemeinerungen. Der Internationale Antijüdische Kongress in Dresden sowie die Pogrome im zaristischen Russland hatten spürbaren Einfluss auf die Stadt. Aus heutiger Sicht sollte die Politik der Donaumonarchie nicht auf ethnische oder religiöse Gruppen reduziert werden, z. B. riet 1879 der orthodoxe

<sup>1</sup> HANNA KOZIŃSKA-WITT: Krakau in Warschaus langem Schatten. Konkurrenzkämpfe in der polnischen Städtelandschaft 1900–1939, Stuttgart 2008.

<sup>2</sup> DIES.: Die Krakauer Jüdische Reformgemeinde 1864–1874, Frankfurt am Main u. a. 1999.

<sup>3</sup> Z. B. ŁUKASZ TOMASZ SROKA: Żydzi w Krakowie. Studium o elicie miasta 1850–1918 [Juden in Krakau. Studie über eine städtische Elite 1850–1918], Kraków 2008, oder BARBARA CISOWSKA: Budowali nowoczesny Kraków. Żydzi w samorządzie miejskim, gospodarczym i finansowym miasta (1866–1939) [Sie errichteten das moderne Krakau. Juden in der kommunalen, wirtschaftlichen und finanziellen Selbstverwaltung der Stadt (1866–1939)], Kraków 2015.

<sup>4</sup> NATHANIEL D. WOOD: Becoming Metropolitan. Urban Selfhood and the Making of Modern Cracow, DeKalb, Ill. 2010.

Rabbiner Szymon (Sofer) Schreiber seinen Anhängern, lieber für katholische Polen als für seine liberalen Gesinnungsgenossen zu stimmen (S. 64). Auch bei den Kommunalwahlen schlossen polnische und jüdische Fraktionen diverse Bündnisse, um die gemeinsamen Feinde zu bekämpfen. Einige Vergleiche mit Lemberg durch die Autorin helfen zu verstehen, inwiefern die Situation in Galizien von Ort zu Ort unterschiedlich war.

Weniger glücklich ist K.-W. bei der Wahl ihres Exkurses verfahren. Das Thema der Blutanklage ist äußerst wichtig, insbesondere weil die Gerichtsverfahren 1882–1886 in Polen in Vergessenheit geraten sind und sogar die Darstellungen zur Geschichte Galiziens sich darüber ausschweigen. Aus diesem Grund sollten der Prozess gegen die Familie Ritter sowie andere Formen des Antisemitismus genauer untersucht werden, und ohne Zweifel ist K.-W. in der Lage, dies zu erforschen und zu beschreiben. In diesem Buch funktioniert es jedoch nicht wirklich, da die Blutanklage keine Verbindung zu dem behandelten Thema aufweist und kaum etwas über die allgemeine Situation der Juden in Krakau aussagt. Stattdessen wären weitere Informationen zum Antisemitismus in Krakau hilfreich gewesen. Die sechs Seiten, die man hierzu im Buch findet (S. 91–96), werden dem Thema nicht gerecht.

Für Leser, die mit der Geschichte der jüdischen Gemeinde in Krakau nicht vertraut sind, hätte man sich ein Einführungskapitel zu deren allgemeiner Situation gewünscht: Wo lebten Juden in Krakau (außerhalb Kazimierzs), wie groß waren die orthodoxe bzw. die liberale Gruppierung, oder welche Zeitungen gehörten zu den jeweiligen Lagern? Zudem verschwindet die Stimme der Autorin bisweilen hinter dem Wortlaut der Quellen (S. 38–41, 72, 115). An anderen Stellen bleibt durch die Verwendung des Konjunktivs unklar, was genau K.-W. über die beschriebenen Probleme selbst denkt (S. 17). Zwar ist der Fokus auf die Primärquellen grundsätzlich verständlich und lobenswert, aber eine klarere Positionierung der Autorin wäre an mancher Stelle zu begrüßen gewesen.

Das vorliegende, gut geschriebene Buch empfehle ich jedem, der sich für die Geschichte Krakaus, für Jüdische Studien sowie für die Stadtgeschichte generell interessiert. Indem die Vf. die Beteiligung von Minderheiten an der Gemeindepolitik untersucht, wird unser Verständnis von jedem dieser drei Forschungsfelder vertieft. Die äußerst sorgfältige und reflektierte Lektüre einer Vielzahl von Primärquellen sowie der einschlägigen Forschungsliteratur ermöglicht es K.-W., überzeugend zu zeigen, dass es noch viel gibt, was man über Krakau, Österreich-Ungarn und die jüdische Vergangenheit nicht weiß.

Bevor dieses Buch ins Deutsche übersetzt wird, können die Leser aus einem anderen Buch der Autorin, das in Kürze auf Deutsch erscheinen wird<sup>5</sup>, etwas über die jüdische Beteiligung an der Kommunalpolitik der Polnischen Zweiten Republik erfahren.

Konstanz

Piotr Kisiel

<sup>5</sup> HANNA KOZIŃSKA-WITT: Jüdische Stadtdeputierte in der Zweiten Polnischen Republik, Göttingen 2020.

**Arkadiusz Stempin: Das vergessene Generalgouvernement.** Die deutsche Besatzungspolitik in Kongresspolen 1914–1918. Ferdinand Schöningh. Paderborn 2020. 553 S. ISBN 978-3-506-78552-7. (EUR 68,-)

Wie der Titel bereits verrät, betritt der Historiker und Politologe Arkadiusz Stempin mit seiner Monografie, die auf seiner Doktorarbeit von 2013 basiert, neues Terrain. Er stellt in seiner Einleitung fest, dass bislang die deutsche Besatzungspolitik im Generalgouvernement „weder aus der Sicht der Warschauer Entscheidungsträger noch aus ‚nicht-politischer‘ Perspektive“ (S. 16 f.) analysiert worden sei. Während diese Beobachtung zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der polnischen Version<sup>1</sup> wohl zutraf, liegen nun, da die

<sup>1</sup> Vgl. ARKADIUSZ STEMPIN: Próba „moralnego podboju“ Polski przez Cesarstwo Niemieckie w latach I wojny światowej, Warszawa 2013.

überarbeitete deutsche Version erschienen ist, bereits mehrere Forschungsarbeiten zu dieser Epoche vor.<sup>2</sup>

Das Buch besteht aus einer Einführung, neun Kapiteln und dem Resümee. Die Einführung fokussiert auf die zeitgenössische deutsche, österreichische und polnische Berichterstattung sowie die spätere Geschichtsschreibung. Der Zweite Weltkrieg habe „die prägenden Erlebnisse der Zeitgenossen aus den Jahren 1914–1918 durch die frisch erlebten“ (S. 12) verdrängt. St. betont, dass sowohl die deutsche Historiografie als auch polnische Studien die Veröffentlichungen und Archivalien des jeweiligen Nachbarlandes vernachlässigt hätten (S. 15). Zahlreiche Aktenbestände, so der Vf., seien im Ersten und Zweiten Weltkrieg verloren gegangen. Angesichts dieser Schwierigkeiten ist die Zahl der deutschen und polnischen Archive, die er benutzt hat, beeindruckend groß. Der methodische Ansatz der Studie basiert auf dem Begriff „Kulturpolitik“. Hierzu interessiert den Vf. einerseits die Frage nach einem Programm der „moralischen Eroberung“ Polens durch das Deutsche Kaiserreich und andererseits die Interaktion zwischen den deutschen Besatzern und der polnischen besetzten Bevölkerung im Alltag.

Die ersten drei Kapitel sind chronologisch, die daran anschließenden Kapitel hingegen nach Sachthemen geordnet. Im ersten Kapitel wird das politische Handeln des Deutschen Kaiserreichs von Januar bis August 1915 geschildert. Das zweite Kapitel ist der militärischen Besetzung Warschaws im August 1915 gewidmet. Im dritten Kapitel werden die Mechanismen der Machtausübung im Generalgouvernement Warschau erläutert und auf den Dualismus zwischen den moderaten Ansätzen der Zivilverwaltung einerseits und der dominanten Stellung der Militärverwaltung andererseits hingewiesen. Überdies habe es einen scharfen Gegensatz zwischen der auf Ausgleich bedachten Kulturpolitik und einer harten wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes gegeben, sodass die polnische Bevölkerung für eine Kooperation nicht habe gewonnen werden können.

Das vierte Kapitel, mit dem der thematische Block beginnt, behandelt die Wiedererrichtung der russifizierten Warschauer Universität und des Polytechnikums. Hier liefert der Nachlass des preußischen Generalobersten und Generalgouverneurs von Kongresspolen, Hans Hartwig von Beseler (1850–1921), eine wichtige Informationsquelle. Mit der bildungspolitischen Geste der Wiedererrichtung der polnischen Universität habe Beseler die kriegsbedingten Belastungen abmildern und das Ansehen der Besatzungsmacht steigern wollen.

Dass die Re-Polonisierung der Warschauer Hochschulen Sympathien für die Deutschen auf Seiten der polnischen Bevölkerung hervorrief, zeigt St. im fünften Kapitel, das der Kulturpolitik gewidmet ist. Der Autor analysiert die kulturpolitischen Maßnahmen, welche die deutsche Besatzungsmacht insbesondere im Jahr 1916 vornahm. Im sechsten Kapitel wird die Schulpolitik im Bereich des Elementar- und mittleren Schulwesens näher in den Blick genommen. St. schildert darin die deutsch-polnischen Verhandlungen bezüglich der Übergabe des Schulwesens an die neu entstandenen polnischen Behörden. Er stellt fest, dass in der Schulpolitik – bezogen vor allem auf die deutsche Minderheit – politische Überlegungen den bildungsorientierten übergeordnet gewesen seien.

Drei Kapitel sind den drei wichtigsten Religionsgemeinschaften gewidmet, die sich im Falle des römischen Katholizismus und des Protestantismus lutherisch-augsburgischer Prägung weithin mit den entsprechenden ethnischen Gruppierungen – der polnischen Mehrheit und der deutschen Minderheit, auf deren Schutz der Generalgouverneur besonderen Wert legte – deckten. Das Judentum hingegen wurde als religiöse Körperschaft, nicht als ethnische Minderheit definiert und sein Schicksal den polnischen Interessen überlassen. Der Autor analysiert die wechselseitigen Interdependenzen zwischen der katholisch-polni-

<sup>2</sup> Siehe z. B. MARTA POLSAKIEWICZ: *Warschau im Ersten Weltkrieg. Deutsche Besatzungspolitik zwischen kultureller Autonomie und wirtschaftlicher Ausbeutung*, Marburg 2015.

schen Mehrheit, der protestantisch-deutschen Minderheit und dem jüdischen Bevölkerungsteil, der etwa 15 Prozent der polnischen Staatsbürger ausmachte. Um den reichsdeutschen Einfluss in Kongresspolen zu festigen, habe die Besatzungsmacht vor allem mit dem Warschauer Erzbischof kollaborieren wollen, sei darin aber wenig erfolgreich gewesen, weil die geistliche Hierarchie bis Mitte 1917 eine deutliche Präferenz für Russland gezeigt habe. Auch die Kulturkampfmotivität der Deutschen und ihr Superioritätsdenken (eine intellektuell-moralische Eroberung Polens) seien Hindernisse für eine wirkliche Kooperation gewesen. Allerdings habe sich die katholische Kirche mit den deutschen Plänen der Errichtung einer polnischen Monarchie identifizieren können. Letztlich vereitelten aber wohl die tiefen antipreußischen Ressentiments eine fruchtbare Zusammenarbeit.

Im letzten Kapitel aus dem Bereich der Kirchenpolitik analysiert St. die „jüdische Frage“ aus der kritischen polnischen und der eher gleichgültigen deutschen Perspektive der Zeitgenossen. Interessant ist in diesem Kontext der Zusammenhang zwischen dem polnisch-jüdischen Konflikt und der Verordnung über die Regelung des Schulwesens. Während der deutschen Minderheit konfessionsbestimmte Rechte zuerkannt wurden, zwang der Provisorische Staatsrat die jüdische Minderheit in die polnische Schulgemeinschaft (S. 487), obwohl deren Angehörige des Polnischen nur selten mächtig waren – eine Entscheidung, welche die deutsche Reichs- und Generalgouvernementsleitung zur Vermeidung von Konflikten als interne polnische Angelegenheit interpretierte.

Im Resümee werden in Form von 14 Punkten die Besonderheiten der deutsch-polnischen Beziehungen während des Ersten Weltkrieges zusammengefasst. Im letzten Punkt betont der Autor, dass die vorgelegten Ergebnisse als Anregung für die weitere Erforschung der Besatzungspolitik in Kongresspolen dienen sollten. Weiterhin wird u. a. noch einmal auf die zentrale Rolle des Entscheidungsträgers vor Ort, des Warschauer Generalgouverneurs Hans von Beseler, eingegangen, der einen Deutschland eng verbundenen, nach deutschem Muster errichteten polnischen Pufferstaat habe bilden wollen. Bei seinen kulturpolitischen Verhandlungen mit dem Provisorischen Staatsrat habe Beseler die „Arroganz der Macht“ und seine Überzeugung von der kulturellen Rückständigkeit Polens („polnische Kinder“) kaum verbergen können und sei auf entsprechende Widerstände gestoßen.

Das Buch stellt eine solide, gut erforschte und detaillierte Studie dar. Ein sorgfältiges Lektorat hätte dem Text allerdings gutgetan. St.s Kritik an den deutschen Besatzungsbehörden zielt vor allem auf deren meist dilatorisches Handeln und das Verschleppen der Lösung politisch relevanter Fragen, was beispielsweise im Herbst 1918 zu den Judenpogromen geführt habe. Was 1915 noch möglich gewesen sei, habe nach der Proklamation des polnischen Staates und der Einberufung eines polnischen Staatsrates Anfang 1917 nicht mehr realisiert werden können. St.s kritische Sicht der deutschen Besatzung lässt in den Hintergrund treten, dass es unter dieser auch erfolgreiche Reformmaßnahmen gab. Während in der Vorkriegszeit beispielsweise 34 Schüler auf 1000 Einwohner kamen, waren es unter der Herrschaft der Mittelmächte 76.<sup>3</sup> Der Unterricht wurde auf Polnisch abgehalten, und die polnische Sprache war auch Amtssprache – etwa vor Gericht. Im Generalgouvernement fanden 1916 die ersten Wahlen zu den Selbstverwaltungen der Städte statt, und im Herbst 1917 wurde die Aufsicht über das Schul- und Gerichtswesen auf polnische Behörden übertragen.

Sønderborg

Katarzyna Stokłosa

<sup>3</sup> WŁODZIMIERZ BORODZIEJ: *Geschichte Polens im 20. Jahrhundert*, München 2010, S. 82.

**Kai-Uwe Klare: Imperium ante portas.** Die deutsche Expansion in Mittel- und Osteuropa zwischen Weltpolitik und Lebensraum (1914–1918). (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 27.) Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2020. 588 S. ISBN 978-3-447-11355-7. (€ 68,-)

Unter dem etwas kryptischen Titel *Imperium ante portas* versucht Kai-Uwe Klare in seinem Buch über deutsche Kriegs- und Besatzungspolitik im Ersten Weltkrieg, die deutsche Expansion in Mittel- und Osteuropa „zwischen Weltpolitik und Lebensraum“, wie es im Untertitel heißt, zu fassen. Allein schon Umfang und Konzeption dieser Dissertationsschrift sowie die Quellen- und Literaturlbasis lassen eine anerkanntswerte Abhandlung erwarten.

Als Ausgangspunkt seiner Überlegungen und gleichzeitig als methodische Leitlinie wählt der Autor den Konflikt zwischen dem Konservativen Alfred Goßler, der für eine halbkoloniale Angliederung der eroberten Gebiete eintrat, und dem Sozialdemokraten Eduard David, der eine Angliederung ablehnte und sich für eine wirtschaftliche Durchdringung der östlichen Gebiete aussprach. Hier sieht K. die Antipoden der außenpolitischen Orientierung in diesem Zeitraum, räumt aber gleichzeitig ein, dass beiden eine „klare imperialistische Haltung zugrunde lag, der gemäß Deutschland nicht nur defensiv um sein Überleben kämpfte, sondern in Zukunft expandieren müsse“ (S. 10). Gleichzeitig sollten diese Grundpositionen allerdings „nur symbolisch für eine ganze Reihe unterschiedlicher Vorstellungen in ganz unterschiedlichen Schattierungen“ stehen (S. 13, vgl. auch S. 72), was für sich dann die Frage nach der Sinnhaftigkeit einer Orientierung an diesen Grundpositionen aufwirft, wenn gleichzeitig ihre Eindeutigkeit in Frage gestellt wird. Sich auf Andreas Hillgruber berufend, geht der Autor bei der Expansionspolitik im Osten von der „Kontinuität einer aggressiven deutschen Außenpolitik seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus“ (S. 10).

Ziel der Untersuchung ist es, diesen Konflikt „und die ihm zugrunde liegenden Politik und Gesellschaftsentwürfe [...] nicht nur auf der politischen Makroebene im Berliner Zentrum (*Ostpolitik*)“, sondern auch auf der „Mikroebene der deutschen Besatzungspolitik und damit bis an die Peripherie Mittel- und Osteuropas“ zu untersuchen. „In einem asymmetrischen Vergleich beider Ebenen soll die Frage beantwortet werden, wie die politischen Konzeptionen in der Heimat entwickelt, durch die Erfahrungen vor Ort katalysiert und zuletzt in die Heimat zurück transportiert werden“ (S. 13.). Der Realisierung dieses ambitionierten Programms dienen zwei theoretische Konzepte: zum einen nach Dirk von Laak die Behandlung der eroberten Gebiete „als Laboratorium der Moderne“, zum anderen die „Unterteilung deutscher Imperialismuskonzeptionen in ‚Weltpolitik und Lebensraum‘“ (S. 13). Hier wie im Weiteren bezieht sich der Autor stark auf die Forschungsliteratur und setzt sich mit ihr auseinander. Die Historiografie zum Ostkrieg ist für ihn eine *blackbox*: „Die Output-Funktion der Territorien ist bekannt, ihre inneren Abläufe dagegen weniger“ (S. 14). Der Forschungsbedarf, vor allem in Gestalt einer synthetischen Abhandlung, ist sicher evident, relevante Forschungen allerdings generell zu bezweifeln erscheint mehr als gewagt. Das umfangreiche Literaturverzeichnis selbst gibt Auskunft über den Stellenwert, den der Krieg im Osten nicht erst im Zusammenhang mit runden Jahrestagen oder Kriegsschuld- bzw. Kriegszieldebatten in der historischen Literatur besitzt.

„Um ein umfassendes Bild der deutschen Besatzungspolitik in Mittel- und Osteuropa nachzeichnen zu können“ (S. 22), entwirft der Autor ein breites Spektrum von Themen. Es erstreckt sich vom deutschen Bild des Ostens in historischer Perspektive, das an den gängigen Stereotypen vom „Drang nach Osten“ und „Polnischer Wirtschaft“ festgemacht wird, über die Darstellung des Kriegsverlaufs im Osten, den Ostkonzeptionen, wie sie in Berlin erörtert wurden, bis hin zur Ostpolitik. In diesem längsten und sehr informativen Kapitel werden im Prozess der Kommunikation zwischen Zentrum und Peripherie die Aushandlung der Politik im besetzten Osten nachgezeichnet und die unterschiedlichen Interessen sowie letztlich die Planlosigkeit verdeutlicht. Hier kommt der Autor seinen hochgesteckten Zielen zur Bewältigung des Themas am nächsten. Gerade durch die Dichotomie

von Zentrum und Peripherie erlangt er neue Erkenntnisse über die Spannung von Politik und Militär und schließlich über die Verlagerung von Entscheidungsprozessen, die zumindest temporär der Peripherie zentrale Bedeutung beimessen. Dieser Zugang lässt Rückschlüsse auf die Wirkung von Erfahrungswerten aus der Besatzung auf das Zentrum und damit auf die Praxis der Kommunikation genauso wie auf die gegenseitige Akzeptanz zu. Das nachgestellte Kapitel über Ober Ost wirkt dann etwas isoliert und erschöpft sich in der Schilderung praktizierter Besatzungspolitik. Als Ergebnis bleibt dem Autor festzustellen, „dass sich vor Ort die unterschiedlichen Konzeptionen in der praktischen Umsetzung überschneiden [...] und die Entwicklungsperspektiven des Ober Ost-Gebietes [...] im Sommer 1918 offen (waren)“ (S. 488).

Im letzten Kapitel rekurriert K. nochmals stringent auf das Raumparadigma und versucht in den Unterkapiteln „Spielräume“, „Ergänzungsräume“ und „Nähräume“ die Ostpolitik bzw. die Ostkonzeptionen im „Aushandlungsprozess im Dreieck zwischen Reichsleitung, Reichstag und OHL“ (S. 507) zusammenzufassen und zu bewerten. Er kommt zu dem Schluss: „Das deutsche Imperium *ante portas* zwischen 1915 und 1918 war ein Produkt aus Zufällen, persönlichen Wunschvorstellungen und natürlich auch aus zum Teil langfristigen politischen Strategien“, wobei er sich strikt gegen die These eines deutschen Sonderwegs in Mittel- und Osteuropa wendet (S. 517).

Der Autor hat eine sehr materialreiche und komplexe Monografie vorgelegt und kann interessante Perspektiven entwickeln. Das Buch ist lesenswert und aufgrund seiner Darstellungsform in der Lage, einen breiteren Leserkreis zu erreichen. Zielstellung und methodisch-theoretische Ansätze wirken jedoch überladen und werden nicht konsequent erkenntnisfördernd umgesetzt. Das lässt zwar den Leser in einigen Fragen unbefriedigt zurück, ist dem gesamten Aussagewert der Studie aber nicht substanziell abträglich.

Das Buch enthält in den inneren Umschlagseiten vorn und hinten die Karte „Ostfront 1917/18“ und ist mit einem Sach- und Ortsregister sowie einem Personenverzeichnis versehen.

Rostock – Toruń

Ralph Schattkowsky

**Maciej Górny: Science embattled.** Eastern European Intellectuals and the Great War. Ferdinand Schöningh. Paderborn 2019. 386 S. ISBN 978-3-506-78874-0. (€ 139,-)

Im Zentrum der von Maciej Górny vorgelegten Studie steht der sogenannte „Krieg der Geister“ („war of the spirits“, S. 1) – ein zeitgenössischer Begriff, der die im Zuge des Ersten Weltkriegs entbrannte publizistische Schlacht europäischer Intellektueller und Wissenschaftler im Dienst der nationalen Sache beschreibt. Konzentrierte sich die historische Forschung bisher auf die Westfront und damit vor allem die deutsch-französische Dimension dieser nationalisierten Wissenschaftskulturen, schließt das vorliegende Buch eine Forschungslücke, indem es die bisher weniger beachtete Ostfront in den Mittelpunkt rückt. Dabei ist es gerade ein Verdienst des Vf., diese Dichotomien im Sinne einer *histoire croisée* aufzulösen und die wechselseitige Beeinflussung wie Verflechtung west- und osteuropäischer Wissenschaftler im Ersten Weltkrieg nachzuzeichnen.

G. stellt drei, bei Ausbruch des Krieges noch junge humanwissenschaftliche Disziplinen in den Mittelpunkt – Geografie, Anthropologie und Psychologie. Grundlegend für das Verständnis der Entwicklung sowie der nationalen Mobilisierung dieser Disziplinen im Ersten Weltkrieg sei der europäische Diskurs um Nationalcharaktere des 18. und 19. Jh. – eine „national characterology“ (S. 7), die der Vf. im ersten Kapitel untersucht. Dabei werden die Elemente dieser nationalen Charakterologien identifiziert, welche die spätere Wissensproduktion beeinflussten. Verwiesen sei hier auf die Gegensatzpaare „West/Ost“ sowie „männlich/weiblich“, die über die ihnen jeweils zugeschriebenen Eigenschaften die nationalen Charakterbilder prägten. Zugleich zeige sich innerhalb dieser nicht selten widersprüchlichen Zuschreibungen das Bedürfnis nach ihrer Systematisierung und Verwissenschaftlichung. Damit durchaus in Verbindung lasse sich der wirkmächtige Aufstieg von

Rassenkonzepten und -theorien beobachten: „science-cum-characterology hybrids invoked the category of race“ (S. 24). Auf dieser Basis leuchtet G. im zweiten Kapitel die Grundzüge des „Krieges der Geister“ an der West- wie Ostfront aus. Der Vf. plädiert dafür, die Wissensproduktion in Ost- und Ostmitteleuropa während des Ersten Weltkrieges nicht allein als Rezeption oder Reproduktion des westeuropäischen Diskurses zu verstehen. Erstens seien die Konfliktlinien anders verlaufen: „these lines criss-crossed the territories of major powers, with the intellectual conflict often occurring outside of actual military operations“ (S. 90). Zweitens erstreckt sich der Untersuchungszeitraum der Studie vom Ersten Balkankrieg 1912 bis zur Pariser Botschafterkonferenz 1923: „East of Germany, the war did not begin in 1914, nor did it end in 1918“ (ebenda).

Die folgenden drei Kapitel widmen sich den Disziplinen Geografie, Anthropologie und Psychologie sowie ihrer Mobilisierung im „Krieg der Geister“. Die Wahl dieser Disziplinen reflektiert indes organistische Vorstellungen im zeitgenössischen nationalen Denken: „Geography describes the shape of the national organism, [...]. Anthropology looked ‚under the skin‘“, „psychology and psychiatry engaged the problem of mentality, the spiritual specificity of the national organism“ (S. 244). In allen drei Kapiteln zeigt G., wie stark, wenn auch auf jeweils unterschiedliche Weise, der Erste Weltkrieg die Entwicklung, Professionalisierung und Institutionalisierung dieser Disziplinen in Ost- und Ostmitteleuropa beeinflusst hat.

Die Geografie, die im Zentrum des dritten Kapitels steht, erfuhr im Zuge des Krieges und mit Blick auf dessen formales Ende in der Pariser Friedenskonferenz nicht nur eine gestiegene Bedeutung, sondern auch eine methodische Ausdifferenzierung. Hervorzuheben ist u. a. der deutsche Einfluss auf ost- und ostmitteleuropäische Grenzdiskurse: Neben Friedrich Ratzels Territorialkonzept des „Lebensraums“ wirkte insbesondere Albrecht Penck auf die nationalen Geografen ein, war er doch akademischer Lehrer von Geografen wie Eugeniusz Romer (Polen), Stepan Rudnyzkij (Ukraine) und Jovan Cvijić (Serbien).<sup>1</sup> Dabei drehte der Erste Weltkrieg die Richtung dieses Wissenstransfers um: „It was they who, during the war, acquired the skills and worked out the arguments that their German and Hungarian colleagues would go on to apply during the inter-war period“ (S. 161).

Ähnlich wie die Geografie erfuhr auch die Anthropologie, die der Vf. im vierten Kapitel analysiert, einen Schub: Während Anthropologen in Kriegsgefangenen neue Studienobjekte fanden, konnte die junge Disziplin zugleich ihren Nutzen für die nationale Mobilisierung beweisen. Dabei zeigt sich gerade hier, wie sich Vorstellungen von Nationalcharakteren in die Wissensproduktion einschrieben: War es doch die im Ersten Weltkrieg aufgehobene Trennung von Rasse und Nation, die es Anthropologen erlaubte, im „Krieg der Geister“ auf breiter Ebene Gehör zu finden. Ideologeme wie die insbesondere gegenüber Russland in Stellung gebrachte „Mongolization“ (S. 173 ff.) – die Vorstellung rassischer Degeneration – wurden zu breit gestreuten und auf verschiedene Weise adaptierten Kampfbegriffen. Die Beteiligung von Psychologen und Psychiatern am „Krieg der Geister“, die den Gegenstand des fünften Kapitels bildet, stelle mit Blick auf die beiden anderen Disziplinen einen deutlicheren Bruch in der jungen Disziplingeschichte dar: „before the war there were almost no attempts in professional journals at fashioning hierarchies of psychological health by nationality“ (S. 228). Mit Ausbruch des Krieges, disziplinintern jedoch von Kritik begleitet, habe sich die nationale Mobilisierung auch in der Wissensproduktion der Psychologen und Psychiater gezeigt – etwa in der Attestierung von Massenpsychosen der jeweils nationalen Gegner.

Das als Anhang überschriebene letzte Kapitel identifiziert Elemente des „Krieges der Geister“ bereits im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und folgt für sich genommen

<sup>1</sup> Vgl. hierzu eine weitere, jüngst ins Deutsche übersetzte Studie des Vf.: MACIEJ GÓRNY: Vaterlandszeichner. Geografen und Grenzen im Zwischenkriegseuropa, Osnabrück 2019.



interessanten Argumenten, wirkt jedoch als Anhang etwas deplatziert. Bisweilen hätte man sich zudem im Verlauf der Studie an mancher Stelle einen detaillierteren Einblick in die Wissensproduktion gewünscht, der nicht nur an der Oberfläche publizierter Texte der Wissenschaftler verbleibt, sondern etwa aufzeigt, wie vor dem Hintergrund transnationaler Verflechtung der Akteure auf lokaler Ebene Erkenntnisse gewonnen wurden.

Trotz ihrer inhaltlichen Fülle legt G. eine kompakte und gut lesbare Studie vor, die sich eines in der Historiografie des Ersten Weltkriegs weitestgehend unbearbeiteten Themas annimmt. Die Einbeziehung ost- und ostmitteleuropäischer Wissenschaftler und Intellektueller in die Erforschung des „Krieges der Geister“ stellt nicht nur eine dankenswerte Erweiterung des Forschungsstandes dar, sondern erhellt diesen gerade aufgrund der Betonung seiner transnationalen Dimensionen und Wissenszirkulation auch als tatsächlich europäisches Phänomen.

Augsburg

Philipp Kröger

**Piotr Bednarz: Für die Unabhängigkeit Polens! Berichte und Standpunkte der Schweizer Presse im Ersten Weltkrieg.** Schwabe Verlag. Basel 2019. 562 S., Ill. ISBN 978-3-7965-3899-5. (€ 75,-)

Während des jenseits der eigenen Grenzen tobenden Weltkrieges besaß die sog. „Polnische Frage“ keinen hohen Stellenwert innerhalb der schweizerischen Gesellschaft und befeuerte auch keineswegs deren Emotionen. Sie hatte mit anderen, aus ihrer Sicht viel wichtigeren Problemen und Herausforderungen, wie der Bewahrung der Neutralität oder der wachsenden ökonomischen Krise, zu kämpfen. Die polnischen Gebiete, und ebenso das Interesse daran, lagen aus schweizerischer Sicht in weiter Ferne am Rande Europas. Es gab damals nur wenige Kontakte zwischen Polen und Schweizern. Seit 1830 wohnte in der Schweiz lediglich eine Gruppe polnischer politischer Emigranten (im Jahr 1914 schätzungsweise 2000), die an dem dortigen politischen Diskurs teilzunehmen versuchten und die Schweizer für die Idee eines unabhängigen polnischen Staates gewinnen wollten. Vor 1914 pflegten beide Seiten keine intensiven sozialen, kulturellen oder wirtschaftlichen Kontakte miteinander.

Nichtsdestoweniger befasste sich die schweizerische öffentliche Meinung in den Jahren 1914–1918 auch mit der zukünftigen Lösung der „Polnische Frage“. Die stark nach sprachlichen und religiösen Differenzen geteilte Gesellschaft und die Medien begünstigten im Krieg entweder die Dritte Republik oder das Deutsche Kaiserreich und die Donaumonarchie. Das zeigte sich auch in der Behandlung der polnischen Belange, die man in der Schweiz analog der Kriegspropaganda Frankreichs oder der Zentralmächte beurteilte. Erst nach der Russischen Revolution 1917 und der Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Polen durch die neue republikanische Regierung in Petrograd glichen sich die konträren Einschätzungen zur „Polnische Frage“ in den schweizerischen Medien allmählich einander an.

Natürlich war zur Zeit des Ersten Weltkriegs die Presse der wichtigste öffentliche Kommunikationskanal. Deswegen basieren Piotr Bednarz's Feststellungen hauptsächlich auf zeitgenössischen schweizerischen Presseartikeln und Kommentaren, die aus unterschiedlichen politischen Richtungen und in verschiedenen Sprachen erschienen sind. Ergänzt hat sie der Vf. um Berichte von Augenzeugen und Leserbriefe sowie publizistische Beiträge und Archivakten. Das besprochene Buch ist die übersetzte und ergänzte Version von B.s Habilitationsschrift.<sup>1</sup>

Wie der Vf., Historiker an der Lubliner Maria-Curie-Skłodowska-Universität, in der Einführung selbst betont, behandelt er nicht die „Polnische Frage“ während des Ersten

<sup>1</sup> PIOTR BEDNARZ: Dylematy neutralnych. Szwajcarska opinia publiczna wobec kwestii polskiej 1914–1918, Lublin 2012, S. 421.

Weltkriegs, sondern deren Rezeption in der Schweiz. Im ersten Kapitel beschreibt er ausführlich den streng entlang sprachlicher und ideologischer Linien aufgeteilten Pressemarkt der Schweiz und die nicht eindeutige Haltung der Schweizer gegenüber dem Krieg. Die nächsten fünf Kapitel stellen verschiedene Aspekte der „Polen-Frage“ im Spiegel der schweizerischen Berichterstattung dar, wie die Entwicklung der Kriegseignisse an der Ostfront, die Deklarationen der Kriegsparteien bezüglich Polens (z. B. die Erklärung des Großfürsten Nikolaj Nikolaevič Romanov vom 15. August 1914 sowie die Proklamation Kaiser Wilhelms II. und Franz Josephs I. vom 5. November 1916), die Besatzungspolitik der Zentralmächte in Russisch-Polen seit Mitte des Jahres 1915 und den polnischen politischen Diskurs über die besten Strategien, die Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Die Darstellung endet mit den Ereignissen von 1918: dem für die Polen ungünstigen Frieden von Brest-Litovsk, der Wiedererrichtung der staatlichen Strukturen Polens und den Pogromen. Das Buch ist mit einem Personenregister und zahlreichen fotografischen Abbildungen versehen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Berichterstattung der schweizerischen Presse über die polnischen Bestrebungen, den eigenen Staat wieder aufzubauen, im Grunde genommen das Spiegelbild französischer und deutscher Propaganda war. Diese Feststellung verwundert nicht, weil dieses Thema für den überwiegenden Teil der schweizerischen Gesellschaft schlicht nicht existierte. Die schweizerische Presse hatte keine eigenen Berichtersteller in den polnischen Gebieten. Generell betrachteten die Schweizer die Wiedergeburt Polens als eine positive Folge des Konflikts. Während des Krieges sympathisierte der größte Teil der schweizerischen öffentlichen Meinung mit den freiheitlichen Bestrebungen der Polen und deren Opferbereitschaft. Mitleid weckte auch die katastrophale humanitäre Krise in den polnischen Gebieten, was sich in karitativer Hilfe für die dortige Zivilbevölkerung niederschlug. Entsprechende Bekenntnisse erfolgten auf allen Seiten der innerschweizerischen Debatte.

Resümierend kann gesagt werden, dass B.s Buch unsere Kenntnisse über die internationale Rezeption der polnischen Bestrebungen nach Wiedererlangung der staatlichen Souveränität um interessante Informationen ergänzt. Zusätzlich beleuchtet es auch ein wichtiges Kapitel in der sozialen und politischen Geschichte der Schweiz sowie auch die Einwirkung der Kriegspropaganda auf die öffentliche Meinung eines neutralen Staates.

Warszawa

Piotr Szlanta

**Maciej Górny: Vaterlandszeichner.** Geografen und Grenzen im Zwischeneuropa. (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 39.) fibre Verlag. Osnabrück 2019. 304 S., graph. Darst. ISBN 978-3-944870-68-7. (€ 48,-)

Die enge Verbindung von Geografie und Geschichtsschreibung ist in der Nachkriegshistoriografie doch sehr aus dem Blickfeld der Forschung geraten und oft summarisch unter dem Verdikt der „Geopolitik“ ins Abseits gestellt worden. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, dass in den letzten Jahren von deutscher und polnischer Seite Arbeiten unter vergleichender Perspektive vorgelegt wurden, die sich der Rolle der Geografie im Prozess einer neuen Gegenstandsbestimmung genauso zuwandten wie dem Verhältnis von Geografie und Politik bzw. einzelner Geografen im Prozess der politisch-geografischen Neuordnung Europas nach dem Ersten Weltkrieg. Auf polnischer Seite entwickelte hierzu der Warschauer Historiker Maciej Górny mit einigen Arbeiten ein klares Forschungsprofil. Nunmehr hat er eine Monografie<sup>1</sup> vorgelegt, die unter dem fantasievollen Titel „Vaterlandszeichner“ den Geografen als politische Figur zur wissenschaftlichen Legitimierung der territorialen Vorstellungen des modernen Nationalstaates in den Mittelpunkt stellt, der in ei-

<sup>1</sup> Die polnische Version erschien 2017 in Warschau unter dem Titel *Kreslarze ojczyzn. Geografowie i granice międzywojennej Europy*.

nem als wichtig und entscheidend empfundenen Zeitraum am dichtesten an der Schnittstelle von Wissenschaft und Politik positioniert ist.

Der Autor bezeichnet seine Darstellungsform als „erzählte Geschichte“, die man „als eine zentrale europäische Erzählung über das politische Engagement des Geografen lesen“ solle (S. 9). Geografen sind für den Autor „Spezialisten für die schwierige Kunst der Grenzziehung“, wobei er durchaus „Vertreter benachbarter Disziplinen: Statistiker, Soziologen, Ethnografen oder auch Anthropologen“ hinzuzählt. G. erstellt ein Gruppenbild dieser Geografen mit vielen Gemeinsamkeiten bis hin zu charakterlichen Eigenschaften (starke Persönlichkeit, Energie, Initiativekraft, Disziplin), was ihn dazu veranlasst, eine „Art kollektiver Biografie zu entwerfen“ und im Buch „die wichtigsten Etappen solch eines kumulierten Lebenslaufes“ (S. 11) nachzuzeichnen.

Diesem konzeptionellen Ansatz folgt die Gliederung konsequent, indem im Kapitel I die „Lehrjahre“ beschrieben werden und hier wie auch in den folgenden Abschnitten immer von einem Gruppenverhalten ausgegangen wird. Im Fokus stehen etwa 20 Wissenschaftler vornehmlich aus dem ostmitteleuropäischen Raum. Natürlich muss man an dieser Stelle fragen, und das ist ein generelles Problem von „kollektiven Biografien“, ob denn nicht – gerade wenn es um so einen relativ konkreten Gegenstand geht wie die Darstellung und Beschreibung von Grenze und Territorium – eine Auffassung von Gruppenverhalten die individuellen Zugänge vernachlässigt und damit den Blick auf konkrete Motivationen verstellt, die für sich genommen doch äußerst aufschlussreich für die Beschreibung des Wissenschaftlers wären: Genau darum geht es ja beim „Vaterlandszeichner“. Nun ist es zwar nicht so, dass der Autor nicht einzelne Personen in ihrer Individualität herausarbeiten würde, aber es wird durch diese Akzentuierung doch eine innere Widersprüchlichkeit in die Gesamtgestaltung des Buches eingebracht.

Der Spannungsbogen des Buches zieht sich von der Entwicklung aus einer gemeinsamen Prägung durch die Schule einer neuen Geografie eines Albrecht Penck oder Friedrich Ratzel hin zu einer zunehmenden Konfrontation unter den Bedingungen nationaler Imperative territorialer Gestaltung und Grenzziehung, die in einen „Kalten Krieg“ (S. 7) der Geografen gemündet sei. Entscheidende Stationen der Erzählung werden markiert durch die Hauptkapitel II–IV, in denen es um die Formierung des staatsterritorialen Gedankens im Ersten Weltkrieg geht, der einen geradezu sprunghaften Bedeutungszuwachs der Wissenschaften, besonders der Geografie, mit sich brachte und in der Auseinandersetzung um das Territorium eine Positionierung der Wissenschaftler einforderte. Wie unterschiedlich in den einzelnen Ländern, vor allem Ostmitteleuropas, die Einflussnahme der Politik ausgebildet war und die Intensität der Kommunikation sich gestaltete, wird im Kapitel III deutlich und beispielhaft anhand der Friedensverhandlungen in Rom und Paris nachgezeichnet, was einen tiefen Einblick in das Mächte- und Kräftespiel bei der staatsterritorialen Gestaltung Nachkriegseuropas liefert. Dieser Prozess führt den Autor im Kapitel IV „Grenzziehung: Boden“ zu der These „Karten bilden die Realität nicht objektiv ab“ (S. 131), die er vor allem aus einer endgültigen Politisierung der Geografen, der Unterwerfung unter das Mächtespiel und der damit verbundenen Abwertung der Wissenschaften ableitet (hier besonders der Abschnitt „Fantasie und Spekulation“ S. 157 ff.). Aus dieser Erkenntnis heraus zieht der Autor den bemerkenswerten Schluss einer Paradoxie, dass nämlich gerade die politischen Motive die Geografen oft dazu brachten, „neue methodische Lösungen zu suchen. [...] Die Kraft, die diesen kollektiven Denkprozess in Gang setzte, war der Nationalismus“ (S. 190).

Mit der praktischen Umsetzung der neuen Methoden in der Wissenschaft beschäftigt sich Kapitel V. Darin zeichnet der Vf. ein vielschichtiges Bild von dem Prozess, Staatsterritorium im ostmitteleuropäischen Raum durch die Verbindung von Ethnizität, Klima, Geografie, Kultur und Vegetation zu erklären, und stellt die jeweiligen beispielhaften Thesen der Protagonisten verschiedener Länder in den Mittelpunkt. Auf wenigen Seiten widmet er der „Geopolitik“ einen eigenen Unterabschnitt, der allerdings in dieser Form sehr

isoliert wirkt und dessen argumentativer Zusammenhang mit dem Gesamtkonzept sich dem Leser nur schwer erschließt.

Im Abschlusskapitel VI schließt G. den Kreis der „kollektiven Biografie“, indem er den Werdegang, aber vor allem die Kommunikation der Geografen Ostmitteleuropas in der Zwischenkriegszeit und ihre endgültige Entfremdung von den deutschen Einflüssen beschreibt. In „Abschiede“ erfährt der Leser, dass sich die Schicksale der Wissenschaftler allzu oft in den Wirren von Krieg und Besatzung erfüllten. Am Schluss formuliert der Vf. im Unterkapitel „Dienst“, gleichsam als eine Art Zusammenfassung, die „Idee des Dienstes für das Vaterland“ (S. 265) als Quintessenz des Ethos dieser Generation von Geografen, der sie in ihrer Befähigung und ihren Leistungen ausweist.

„Vaterlandszeichner“ ist ein durchweg gut lesbares Buch, das wissenschaftlichen und publizistischen Ansprüchen voll gerecht wird. Es zeichnet ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Geografie in einem für das Fach entscheidenden Zeitraum und vermittelt gleichzeitig tiefe Einblicke in das Zustandekommen der territorialen Konfiguration der sogenannten „Nachfolgestaaten“ nach dem Ersten Weltkrieg. Der Vf. lädt mit seiner Studie zum Begreifen einer Epoche ein, in der Wissenschaft und Politik ein ganz besonderes Verhältnis eingegangen sind.

G. belegt die Positionen der Wissenschaftler mit ausführlichen wörtlichen Zitaten; sein Werk bietet reichlich Kartenmaterial und ist mit einem Personen- und geografischen Register versehen.

Rostock – Toruń

Ralph Schattkowsky

**Silvia Bolliger: Im Zeichen der Nationalisierung.** Die Haltung der Universität Zürich gegenüber ausländischen Studierenden in der Zwischenkriegszeit. (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, NF, Bd. 11.) Böhlau-Verlag. Köln u. a. 2019. 375 S., Ill. ISBN 978-3-412-51498-3. (€ 60,-)

In ihrer Zürcher Dissertation von 2017 geht Silvia Bolliger der Frage nach, wie sich zwischen den beiden Weltkriegen die Lage für die jüdischen ausländischen Studierenden an der Universität Zürich entwickelte. Im Mittelpunkt stehen die drei größten Gruppen, die aus Deutschland, Polen und den USA nach Zürich kamen. Die Vf. hat dazu die Unterlagen unterschiedlicher beteiligter Stellen ausgewertet, von den Kultus- und Universitätsbehörden bis hin zum Organ der Studentenschaft *Zürcher Student*.

Die Haltung gegenüber ausländischen Studierenden war abhängig von der Schweizer Ausländerpolitik und von Bestrebungen, den heimischen Arbeitsmarkt abzuschotten. Hatte der Ausländeranteil 1914 noch 47 Prozent und fünf Jahre danach 21 Prozent betragen, so war er wiederum zwei Jahrzehnte später auf 9 Prozent gesunken. Der jüdische Anteil daran war erheblich, gerade von 1933 an.

Die Beliebtheit des Studienorts bei Osteuropäern und die traditionell engen Beziehungen zu Studierenden aus Russland setzten sich nach 1918 unter jenen fort, die aus Polen an die Zürcher Universität strebten. Sie waren überaus mobil und hatten gewöhnlich bereits an mindestens einer anderen Universität studiert: in Lemberg oder Warschau, aber auch an einer Hochschule in Deutschland, Österreich oder andernorts in der Schweiz. Auch unter den Promovierten waren jüdische Osteuropäer stark vertreten. Einer von ihnen war der Jurist und Journalist Benjamin Sagalowitz (1901–1970), der von 1938 an für den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund dessen Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit und Pressewesen leitete und Nachrichten über die zunehmende Entrechtung und Ermordung der Juden im nationalsozialistischen Machtbereich sammelte.

In den 1930er Jahren waren die Ostjuden einer „buchstäbliche(n) Vertreibung“ (S. 81) von den Universitäten in Prag und Wien ausgesetzt. Im Frühjahr 1938 kamen von dort die meisten derjenigen, die als Studierende aus Polen immatrikuliert wurden. Jene, die zunächst in ihr Heimatland zurückgegangen waren, standen bei ihren Anstrengungen, ihr

Studium alsbald zu Ende zu führen, vor schier unüberwindlichen Problemen. Die Universität Zürich stellte für sie „eine der letzten Ausweichmöglichkeiten“ dar (S. 104).

Die Schweizer Fremdenpolizei hatte bei der Steuerung der „Fremdenplage“ (S. 184) und der Linderung der Wohnungsnot mitzuwirken und somit über die Zulassung mit zu entscheiden. Nach dem Ersten Weltkrieg trafen ausländische Studierende trotz des deutlichen Rückgangs ihres Anteils auf einen „Überfremdungsdiskurs“, der mit einer „Ausgrenzung von Fremden“ einherging, „zu denen immer mehr auch Juden gezählt wurden“ (S. 95). An der Universität ging die Sorge um eine „Überfüllung“ der akademischen Berufe“ um (S. 154). Solange der Lehrbetrieb nicht ausgelastet war, zeigte das Rektorat noch großes Interesse an der Zulassung von „Polen, Lettländern und Litauern (meistens Juden)“ (S. 190). Ohnehin waren „Studierende aus den europäischen Oststaaten“ seit 1920 verpflichtet, bei ihrer Zulassung ausreichende Finanzmittel nachzuweisen. Aber nicht nur solche aus Osteuropa betraf der um sich greifende „diskrete Antisemitismus“ (S. 325), sondern auch Medizinstudenten aus den USA, deren Eltern dorthin ausgewandert waren. Sie hatten feststellen müssen, dass ihren Kindern an den amerikanischen Universitäten Hindernisse in den Weg gelegt wurden; bis 1932 nutzten sie den Umweg über Zürich, ehe die New Yorker Gesundheitsbehörden entschieden, den Abschluss in der Schweiz nicht mehr anzuerkennen. So standen die Jahre von 1930 bis 1933 unter dem Zeichen einer „Verschärfung der Aufnahmepraxis wegen amerikanischer und deutscher Juden“ (S. 134).

1933 ging man dazu über, bei der Einschreibung die Konfessionszugehörigkeit abzufragen. Die politische Entwicklung im Nachbarland zeitigte noch andere Folgen: In den Jahren danach wurde auch an der Universität die Bereitschaft zur Landesverteidigung propagiert, die – angesichts der sprachlich-kulturellen Vielfalt im Land – eine Stärkung der „schweizerischen Volksgemeinschaft“ notwendig machte (S. 159, 255). Gemeinschaftsstiftende Kundgebungen richteten sich nun aber weniger gegen die Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich als vielmehr gegen die „einsatzbereiten deutschen Studenten“ aus dem Nachbarland, die im Sinne Adolf Hitlers agitierten (S. 313).

Am Ende schlug sich die „Nationalisierungstendenz“ nicht nur in einer Bevorzugung der Inländer nieder, sondern auch in einer geringeren Wertschätzung des Frauenstudiums und wachsender Distanz zu den – „Emigranten“ genannten – jüdischen Deutschen und den (nichtjüdischen) Reichsdeutschen. Ende 1938 war die Sorge vor einer „Judeninvasion“ (S. 205) groß. Ein Jahr später erreichten die Studierendenzahlen in der Schweiz einen neuen Höchststand, während der Anteil der ausländischen Studierenden geringer war denn je.

Der Zürcher „diskrete Antisemitismus“ äußerte sich damals in einer eigentümlichen Begrifflichkeit, wenn „Ersatzworte für diese [jüdische] Ausländergruppe“ verwendet wurden, aber auch durch Übernahmen aus „der deutschen Rassenterminologie“; das vermeintliche „Judenproblem“ findet sich „als ‚Ausländerproblem‘ kaschiert“, um Gleichbehandlung und Liberalität vorzutäuschen (S. 221 f.).

B.s überzeugende und handwerklich sehr solide Studie bietet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der ersten von einem demokratischen Staatswesen ins Leben gerufenen Universität (im Jahr 1833). Nun wäre es an der Zeit, ähnliche Untersuchungen für weitere Hochschulen durchzuführen. Was hier freilich fehlt, ist der Blickwinkel der Betroffenen auf ihre Studienzeit in Zürich. Daher käme es darauf an, die Ebene der individuellen Erfahrung zumindest ansatzweise einzubeziehen, selbst wenn sie sich erst über schwierige personengeschichtliche Nachforschungen ermitteln ließe. Wie die Vf. kritisch anmerkt, war es für sie „eine Herausforderung, für Polen genügend Sekundärliteratur zu finden“, und sie moniert zu Recht „die mangelnde Aufarbeitung des Umgangs mit Juden und Frauen in der polnischen Geschichtsschreibung“ (S. 331). Die Suche nach Namen und Orten ist dadurch erschwert, dass Autorin und Verlag auf Register leider verzichtet haben.

**Nadia Zavorotna: *Scholars in Exile*.** The Ukrainian Intellectual World in Interwar Czechoslovakia. University of Toronto Press. Toronto u. a. 2020. 280 S. ISBN 978-1-4875-0445-8. (\$ 75,-)

Studien zur Wissenschaftsgeschichte Zentral- bzw. Ostmitteleuropas haben seit geraumer Zeit Konjunktur, dennoch bestehen hinsichtlich der mobilen und vielsprachigen ukrainischen *community* erhebliche Desiderate – besonders außerhalb der jeweiligen Quellsprachen. Nadia Zavorotna versucht mit ihrer Arbeit zu ukrainischen Wissenschaftler\*innen in der ČSR, vor allem 1921–1938 in Prag als Emigrationszentrum und Poděbrady als Standort der Ukrainischen Ökonomischen Akademie, eine wesentliche Lücke zu schließen. Die rund 20 000 bis 25 000 ukrainischen Emigrant\*innen, die in den frühen 1920er Jahren in die ČSR kamen (S. 23), ihre florierende kulturelle und wissenschaftliche Selbstorganisation mit staatlicher Unterstützung, sind tatsächlich zu wenig erforscht. Z.s Arbeit, die auf ukrainischen, tschechischen und slowakischen Studien und einigen Primärquellen fußt, liefert eine englischsprachige Synthese, die aufgrund ihrer breiten Rezipierbarkeit<sup>1</sup> äußerst zeitgemäß und willkommen ist.

Z. hat die Arbeit in neun Kapitel strukturiert, darunter eine einleitende Skizze zur tschechoslowakischen Einwanderungspolitik und zu Aspekten ukrainischer Emigration, vier Kapitel zu den größten ukrainischen Institutionen (Ukrainische Freie Universität Prag, Ukrainische Ökonomische Akademie Poděbrady, Höheres Pädagogisches Institut Prag, Studio für Ukrainische Bildhauerkunst), drei weitere Kapitel zu kleineren Vereinen und Instituten (wissenschaftliche und professionelle Organisationen, Bibliotheken, Archive und Museen und ukrainischsprachige wissenschaftliche Publikationslandschaft) und ein abschließendes Kapitel zur „Ukrainian Scholarly Community and the Outside World“. Z. stellt dabei die wesentlichen Akteure heraus, über die häufig mehrere Institutionen miteinander verbunden waren, und verweist auf die Wechselwirkungen der Einrichtungen untereinander. Sie reflektiert die Haltung des Staates und insbesondere Tomáš G. Masaryks (S. 170–173) vor dem Hintergrund einer schlüssigen Zusammenfassung der Ausgangssituation der ukrainischen Bevölkerung nach 1918, die der Analyse voransteht.

Zu Z.s Verdiensten gehört ohne Zweifel, ein Nachschlage- und Übersichtswerk für die ukrainischen Aktivitäten in vornehmlich zwei Städten der ČSR geschaffen zu haben. Institutionen sowie Biografien mancher ukrainischer und nicht-ukrainischer Akteure werden erstmals ausführlicher in englischer Sprache thematisiert, historisch situiert und in ihrer Interaktion zusammengeführt. Die Vf. hat mitunter schwer zugängliche Quellen zusammengetragen und bezieht als eine von wenigen englischsprachigen Arbeiten sowohl tschechische als auch ukrainische Quellen ein. Wertvoll sind auch die Hinweise auf die staatlichen und privaten Geldflüsse. Tabellen mit Angaben zu fachlichen Aktivitäten an Universitäten sowie auch auf Kongressen beteiligter Wissenschaftler\*innen unterstützten die Darstellung und ließen sich auch für potenzielle Vergleichsstudien nutzen.

Trotz dieser Verdienste bleibt das Buch hinter den geweckten Erwartungen zurück. Eingangs erwähnt Z. Materialien aus tschechischen, kanadischen und ukrainischen Archiven als relevant für ihre Arbeit (S. 8), bezieht sich im Anmerkungsapparat dann allerdings nur auf die tschechischen und kanadischen Archivalien, wobei sie auch dort offenbar nur selektiv vorgehen konnte. Gerade weil sich im Zentralen Staatsarchiv der höheren Regierungs- und Verwaltungsorgane der Ukraine (Central'nyj Deržavnyj Archiv Vyščych Orhaniv Vlady ta Upravlinnja Ukrajinj, CDAVO) ein Großteil des Archivs der Ukrainischen Freien Universität befindet (Fond 3859), einschließlich ihrer Gründungsdokumente und Fakultätsprotokolle, bleibt unverständlich, warum diese gut zugänglichen Materialien nicht herangezogen oder zumindest diese Leerstellen nicht etwas deutlicher gemacht wurden. Die Bestände zum „Ukrainischen Museum in Prag“ im Zentrales Staatsarchiv der ge-

<sup>1</sup> Die vorliegende Rezension beruht auf der Open Access-Version des besprochenen Werkes, URL: <http://www.oapen.org/search?identifier=1007707> (03.06.2020).

sellschaftlichen Vereinigungen (Central'nyj Deržavnyj Archiv Hromads'kych Objedan', CDAHO) in Kiev (Fond 269) finden keine Erwähnung. Vielfach hält sich Z. zu eng an publizierte Berichte der jeweiligen Institutionen und die Darstellung des Zeitzeugen Symon Narižnyj, die zwar durchaus wertvoll sind, aber kritischer hätten eingeordnet werden müssen.

Mit knapp 180 Seiten Fließtext ist das Werk relativ kurz, wodurch diverse Aspekte von Interesse allenfalls angedeutet werden. So verweist Z. darauf, wie relevant die Kontinuität ukrainischer Forschung durch die Institutionen in der ČSR auch mit Blick auf die Nachkriegszeit gewesen sei (S. 4). Über diese kürzeren Hinweise geht die Vf. selten hinaus, es fehlt die Einbettung in größere Kontexte der Vor- und Nachkriegszeit. Zwar finden sich Hinweise auf die ukrainische Wissenschaftsorganisation der Habsburgermonarchie (S. 31, 40–42, 77, 79), doch Aussagen wie „For those from the Austro-Hungarian empire, the experience they gained as members of the Shevchenko Scientific Society was invaluable“ (S. 104) bleiben oftmals Postulate. Zeitliche wie räumliche Brückenfunktionen der Prager Institutionen (S. 175) lassen sich nur schwer diskutieren, ohne beispielsweise das Verhältnis zum Ukrainischen Wissenschaftlichen Institut Berlin (S. 44) näher in den Blick zu nehmen. Transnationale Interaktionen in der Wissenschaft werden in Kap. 9 angerissen, doch auf weniger als 20 Seiten kann keiner der sechs Unterpunkte wirklich vertieft werden. Wünschenswert wäre nicht zuletzt gewesen, den Zusammenhang zur Wissenschaft in der Podkarpatská Rus herzustellen.

Hinzu kommt, dass Z. die kritischen Tendenzen der jüngeren Wissenschaftsgeschichte hinsichtlich des Zusammenhangs von Wissenschaften und Nationalisierungsprozessen nicht einbezieht. Dies zeigt sich im Narrativ des Buches sowie am Umgang mit Einzelfällen, z. B. am Beispiel Borys Matjušenkos, Professor für Sozialmedizin an der Ukrainischen Freien Universität (UFU). Z. schreibt zu dessen Vortrag auf dem Ukrainischen Wissenschaftlichen Kongress in Prag 1927: „Matiushenko focused on the health of Ukrainians and the impact of the war and revolution on it“ (S. 67). Die Quelle spricht an dieser Stelle u. a. von „qualitativen Verlusten – Verschlechterung der biologischen Qualität mit Folge der Kontraselektion und de[m] Einfluss von Krieg und Revolution (Tod Besserer, unzureichende Vermehrung der Intelligenz usw.)“<sup>2</sup>, d. h. von klar eugenischen Inhalten. Z. konzentriert sich zwar eher auf die Selbstorganisation als auf wissenschaftliche Inhalte und kann selbstredend die noch immer defizitäre Aufarbeitung ukrainischer eugenischer Diskurse nicht „nebenbei“ erledigen, doch spätestens an dieser Stelle wären eine detailgetreue Wiedergabe der Quelle und eine kritische Einordnung nötig gewesen. Das Thema kann schlecht als Marginalie abgetan werden, standen Sozial- und Rassenhygiene bzw. Eugenik doch auf dem Lehrplan der UFU.<sup>3</sup> Damit stellte die UFU im Europa der Zwischenkriegszeit keinen Sonderfall dar, vielmehr zeigt sich hier, dass die ukrainische *community* durch diese Institution an europäischen Wissenschaftsdiskursen partizipierte, was Z.s Argument der Brückenfunktion der UFU sogar stützt. Die wissenschaftlichen Inhalte, die das untersuchte Milieu produzierte, müssten in

<sup>2</sup> Ukrajins'kyj naukovyj zjizd u Prazi. 37 žovtnja 1926 r. Zvidomlennja Prezidijj Organizacijnoji Komisijj Zjysdu [Die ukrainische wissenschaftliche Konferenz in Prag. 3.–7. Oktober 1926. Bericht des Präsidiums der Organisationskommission des Kongresses], Praha 1928, S. 58.

<sup>3</sup> Ukrajins'kyj vil'nyj universytet v Prazi, v rokach 1921–1926 [Die Ukrainische Freie Universität in Prag, in den Jahren 1921–1926], Praha 1927, S. 116, 139, 143, 164, 169, 213, 217. Zum Stand der Erforschung ukrainischer Eugenik PER ANDERS RUDLING: Eugenics and Racial Anthropology in the Ukrainian Radical Nationalist Tradition, in: *Science in Context* 32 (2019), 1, S. 67–91.

künftigen Forschungen jedoch in einer Weise problematisiert werden, wie dies schon für andere Länder und Sprachgruppen geleistet worden ist.<sup>4</sup>

Innsbruck

Martin Rohde

<sup>4</sup> Zur Übersicht: MARIUS TURDA (Hrsg.): *The History of East-Central European Eugenics, 1900–1945. Sources and Commentaries*, London et al. 2015.

**Lukáš Novotný: *The British Legation in Prague*.** Perception of Czech-German Relations in Czechoslovakia between 1933 and 1938. De Gruyter Oldenbourg, Berlin 2019. 284 S. ISBN 978-3-11-064711-2. (€ 99,95.)

This monograph deals with the reporting of the British Legation in Prague on the issue of Czech-German relations in interwar Czechoslovakia and the reception of those reports in the Foreign Office. This topic has not yet been the subject of a book-length analysis, despite serving as a background to the infamous Munich agreement of September 1938 and it deserves further exploration. To his credit, Lukáš Novotný has used a range of archival material, including not just British and Czechoslovak but also German, Austrian and French documents. With this in view, it is a pity that he has not produced a more satisfactory work. His book reads like a compilation of overlong and repetitive summaries of the reports coming from Prague rather than a structured analysis.

N.'s argument is that the Sudeten German issue was "a Czechoslovak internal affair in the eyes of the British Legation" (p. 181) until the pressures of the international situation, namely Nazi Germany's expansionism, turned it into a danger with which the British Cabinet was increasingly concerned from late 1937 onwards. Thus, it was not before mid-February 1938 that "the idea of vast concessions by the Czechoslovak Government" to satisfy the demands of Konrad Henlein's party (SdP) "first manifested [itself] in the Legation's considerations" (p. 185). This is entirely unconvincing. The Sudeten German area was, along with Austria and the Polish Corridor, one of the major spots in which resurgent Germany was expected to make trouble. The British had been concerned since the mid-1930s that the Czechoslovak internal dispute would invite Germany's interference and turn into another European-scale war given the existing defensive treaties between Czechoslovakia and France (1925), Czechoslovakia and the Soviet Union, and France and the Soviet Union, concluded in 1935.

Joseph Addison, Minister in Prague (1930–1936), spared no effort not just to vilify the Czechs for their treatment of the German minority, but also to present Czechoslovakia as an artificial and unviable country. His anti-Czech prejudices were striking, no less than his willingness to commit to paper his racist comments (even by the standard of that era). Charles Bentinck continued to reiterate the necessity of improving the lot of Sudeten Germans, but he stayed in Prague only briefly. Basil Newton replaced Bentinck and took a more balanced view (which N. fails to note). Newton admitted that the SdP was inclined towards totalitarianism and played Berlin's game; since Germany was insincere in its declarations concerning the Sudeten Germans, it was possible to gain some "breathing space" but not to make any lasting agreement. Despite his personal sympathies with the Czechs, Newton believed it would be better for the peace of Europe to encourage a shift from Czechoslovakia's "unstable equilibrium" to "a position of natural stability," even if that implied an infringement on the country's independence.<sup>1</sup>

But it was the Foreign Office that made policy. Its officials, especially Permanent Under-Secretary Robert Vansittart, were convinced that Henlein was a moderate who voiced

<sup>1</sup> Newton to Sargent, 1937-11-22, in: *The National Archives*, Kew, R 7807/188/12, FO 371/21132; also Newton to Eden, 1937-10-31, *ibidem*, R 7355/188/12, FO 371/21131; Newton to Foreign Office, 1938-03-15, *ibidem*, R 2755/162/12, FO 371/22337.



legitimate German grievances and blamed Prague for not putting its house in order. They also discounted any possibility that Henlein was a tool of Berlin, and Vansittart even met him in London. Vansittart became disillusioned with Henlein no later than October 1937, when the Foreign Office obtained evidence of Germany's funding of the SdP, of which N. makes no mention. Perhaps the author overlooked the importance of that discovery because it brought about no visible change in British policy. But the underlying reasons for the continued advocacy of an improvement in the status of the German minority were largely a matter of handling the Third Reich: Vansittart wanted to strip the Germans of their excuse for meddling in Czechoslovakia's affairs and buy some time in the process.<sup>2</sup> This was part of his policy recommendations for the purpose of containing Germany, since he thought, unlike many of his colleagues, that German hegemony over Central Europe would endanger Britain's security. He and Orme Sargent, Assistant Under-Secretary, proposed to do for Czechoslovakia what Britain had done for Austria—to express interest for the independence of that country, even if that was no more than “a judicious bluff.”<sup>3</sup> Ultimately, it was Prime Minister Neville Chamberlain's taking control over foreign policy that militated against any attempt to support Prague diplomatically. As Britain could not intervene in Berlin without being snubbed, it exerted pressure on Edvard Beneš to grant concessions, and eventually full autonomy, to the Germans. The nature of a settlement was of no importance; it was all about preventing Germany from going to war for the alleged protection of Sudeten Germans.

None of these crucial developments are explained in N.'s exegesis. He does not engage with the vast literature on British foreign policy and the Foreign Office, or with the more modest number of works relating to his specific theme. It is telling that he refers (just a few times) to Ph.D. theses rather than published monographs by Gábor Bátonyi, Michael Roi and the reviewer. He also displays a strange confusion with respect to the position of important individuals within the British establishment. For example, Sargent was not a “British politician” and Vansittart was not “the second highest official in the Foreign Office” (p. 119). Moreover, N.'s references do not fit with any standard convention, while the main text is replete with atrocious errors of grammar, spelling and syntax, and with missing words and quotation marks, which at times make it extremely difficult to grasp the meaning. The book should not have been published in such a poor state.

Beograd

Dragan Bakić

<sup>2</sup> Vansittart minute, 1937-01-14, *ibidem*, R 133/133/12, FO 371/21125.

<sup>3</sup> Sargent memorandum “Problem of Czechoslovakia,” 1937-01-11, *ibidem*, R 622/188/12, FO 371/21126; Vansittart minute, 1937-02-16, *ibidem*, C 926/270/18, FO 371/20734.

**Political and Transitional Justice in Germany, Poland and the Soviet Union from the 1930s to the 1950s.** Hrsg. von Magnus Brechtken, Władysław Bułhak und Jürgen Zarusky. Wallstein Verlag. Göttingen 2019. 336 S. ISBN 978-3-8353-3561-5. (€ 39,10.)

This edited volume is a collection of 16 papers that were originally presented at an international conference in Warsaw in 2015. The goal of the conference was to demonstrate through historical analyses of multiple case studies how two seemingly separate spheres of justice—political and transitional—can intertwine and become difficult to distinguish from one another. Transitional justice, encompassing legal processes of prosecuting and punishing for crimes committed by a previous regime, becomes entangled with political justice when these legal processes start being employed for political purposes. The convergence of political and transitional justice is the central theme tying all chapters together.

In the introduction, editors Magnus Brechtken, Władysław Bułhak and Jürgen Zarusky present three institutions whose close research collaboration led to the publication of the volume: the Leibniz Institute for Contemporary History in Germany, the Insti-

tute of National Remembrance in Poland and the Memorial Society in Russia. The editors emphasize that the histories of these institutions reflect the experiences of their respective countries in living through authoritarianism, totalitarianism, the Second World War and, ultimately, in facing the problem of coming to terms with such a turbulent past. While German, Polish and Soviet historical experiences of the 1930s–1950s exhibit numerous differences, the volume aims to overcome national divisions and contribute to establishing common transnational perceptions of power and justice. In seeking to achieve that objective, researchers from the three institutions collaborated and exchanged academic views, resulting in a refreshing and novel approach to historical research.

Yan Rachinsky, Yuri Shapoval, Iryna Ramanova and Nikita Petrov analyze practices of political justice in the Soviet Union. In their in-depth studies, the researchers reveal the Stalinist regime's forms of political justice, which manifested themselves mainly in extra-judicial convictions, i.e. delivering guilty verdicts without defendants appearing before judicial bodies. Political authorities would predetermine the outcome of the trials in order to use judicial proceedings for intimidating people, suppressing political opponents and asserting the regime's authority rather than for prosecuting and punishing for crimes in a legally appropriate manner. As such, the case studies analyzed in these four chapters serve as examples of political justice par excellence. One distinctive feature of the Stalinist regime's practices of political justice is that they were meant to receive extensive public attention and reach a broad audience. For that reason, these quasi-legal proceedings are dubbed "show-trials."

The chapter by Ingo Müller reveals that, in contrast to other totalitarian and authoritarian regimes, where the government's control of the judiciary is typically somewhat concealed or denied (as was the case in the Soviet Union), the Nazis openly abolished the constitutional legal system. In other words, National Socialist ideology effectively became the law and courts derived their legitimacy from the will of the *Führer*. Ingo Loose and Maximilian Becker complement this argument in their chapters on the Special Courts. They provide further evidence of how Hitler's regime eradicated legal principles, turned the judicial system into the government's instrument of terror and harnessed it to implement racial policy as well as to justify the invasion and annexation of Poland. Furthermore, the chapter by Hubert Seliger demonstrates that it was not only judicial institutions but also lawyers who contributed to the implementation of political justice, some of whom preserved such an approach to judicial procedures even after the collapse of the Nazi regime.

Poland's post-war attempts of reconciling with the past are a particularly complex case. Not only did the country experience the invasion, occupation and annexation by both Nazi Germany and the Soviet Union, but it also fell under the Soviet sphere of influence following the end of the war. Naturally, this meant that Polish judicial authorities had to turn a blind eye to Soviet crimes. However, even when prosecuting German war criminals, justice and political power were often compounded. Indeed, as shown in the chapter by Paulina Gulinska-Jurgiel, some post-war judicial proceedings in Poland fitted the notion of transitional justice, and, as Adam Dziurok contends, some courts managed to deliver fair and just verdicts. Nonetheless, in many cases political motives, primarily the removal of political opponents and the legitimization of the Communist government, determined the outcome of the trials, as argued in the chapters by Andrzej Paczkowski, Bulhak, and Joanna Lubicka. Relatedly, Marek Kornat analyzes the legal aspect of political justice practices and discusses the principle of just retribution in Poland's legal doctrine when prosecuting and punishing Nazi criminals. Building on the same theme, Jarosław Rabinski's chapter demonstrates that judicial processes could also be aimed at the delegitimization not of a foreign regime but of a previous domestic regime. Furthermore, Łukasz Jasinski's comparative study shows that Czechoslovakia's post-war judicial practices were similar to those in Poland, which solidifies the claim that, despite national differences, states encounter similar problems concerning the relationship between political power and justice.

This edited volume could have benefited immensely from a solid conclusion, reiterating the present-day relevance of historical enquiry into cases of political and transitional justice. Instead, the book leaves it up to the reader to draw lessons from the past. Obstruction of transitional justice by exertion of political power indeed remains a matter of global significance in the twenty-first century. Over the last 15 years, the International Centre for Transitional Justice assisted more than 40 states in bringing about justice for victims of atrocities committed under repression and in conflict. From Colombia to Tunisia and from Bosnia and Herzegovina to Myanmar—these states stretch across the continents.

Nevertheless, all in all, this edited volume provides a wealth of new empirical data, and brings to the fore the complexity of the nexus between justice and political power. It comprises a broad range of extensively researched case studies, thereby filling a niche in an underexplored field of research. The most valuable contribution of this volume is rooted in its comparative approach, as it brings out commonalities as well as idiosyncrasies in the historical experiences of Germany, Poland and the Soviet Union. Such an approach supports the compelling argument that political and transitional justice are often inextricable, despite the distinctiveness of national historical experiences of different states. The edited volume thereby underscores the complicated linkage between transitional and political justice, which is just as salient and challenging today as it was over seven decades ago.

Berlin

Agne Cepinskyte

**Ljudmila Nikitina: Moisej (Mečislav) Vajnbjerg.** Po stranicam žizni čerez dokumenty, vospominanija i issledovanija. [Mieczysław Weinberg. Lebensstationen in Dokumenten, Erinnerungen und Untersuchungen.] Moskva 2019. 200 S. ISBN 978-5-600-02558-5.

Das Werk des Komponisten Mieczysław Weinberg (1919–1996) stößt seit einigen Jahren auf wachsendes Interesse. Weinbergs Musik erklingt inzwischen international, z. B. im Rahmen großer Musikfestivals (in Hamburg und Manchester), und fügt sich allmählich ins Standardrepertoire ein. Dabei gelangen u. a. auch seine Bühnenwerke, insbesondere die Oper *Passażirka* (Die Passagierin), zur Aufführung.

Der Komponist war in fast allen musikalischen Gattungen produktiv und schuf u. a. 26 Symphonien, sieben Opern, Instrumentalkonzerte, Kammer- und Vokalkompositionen, Ballette, Musik für Theater und Kino. Die Dirigenten Kurt Sanderling, Gennadij Rožděstvenskij, Rudolf Baršai, Kirill Kondrašin, Vladimir Fedoseev, Mark Ermler u. a. setzten sich für seine Musik ein, aber auch bedeutende Instrumentalsolisten wie die Geiger Leonid Kogan und David Ojstrach, die Cellisten Mstislav Rostropovič und Daniil Šafran, der Pianist Emil Gilel's und das Borodin-Quartett. Um Weinbergs Schaffen noch umfassender und gezielter zu vermitteln, gründeten vor einigen Jahren der Geiger Linus Roth und der Dirigent Thomas Sanderling eine internationale Weinberg-Gesellschaft.

Parallel dazu ist das Interesse an der Erforschung des Komponisten und seines Werks angewachsen. So fand 2017 in Moskau ein Weinberg gewidmeter Musikologen-Kongress statt, und mehrere Studien in deutscher Sprache stehen zur Verfügung.<sup>1</sup> Mit dem Buch von Ljudmila Nikitina, einer am Moskauer Konservatorium lehrenden Professorin für Musikwissenschaft, liegt nunmehr, soweit zu übersehen, die erste russischsprachige Monografie über den Komponisten vor.

N. nähert sich Weinberg weniger unter musikologischem Vorzeichen (auf ein Werk- und Literaturverzeichnis wird verzichtet) als in Gestalt locker gefügter Essays, die einzelne

<sup>1</sup> DAVID FANNING: Mieczysław Weinberg. Auf der Suche nach Freiheit, Hofheim 2010 (Biografie und Werkverzeichnis); VERENA MOGL: „Juden, die ins Lied sich retten“ – der Komponist Mieczysław Weinberg (1919–1996) in der Sowjetunion, Münster – New York 2017; DANUTA GWIZDALANKA: Der Passagier. Der Komponist Mieczysław Weinberg im Mahlstrom des zwanzigsten Jahrhunderts, Wiesbaden 2020.

Aspekte seines Schaffens beleuchten und zusammenführen. Die Autorin hatte bereits 1972, wenig beachtet, eine Studie über Weinbergs Symphonien vorgelegt.<sup>2</sup> Seit dieser Zeit stand sie mit dem Komponisten und seiner Familie in engerem Kontakt. Drei Jahre vor Weinbergs Tod führte sie noch ein ebenso umfang- wie aufschlussreiches Interview mit ihm. Ihre Erinnerungen an den Komponisten verleihen dem Buch ein unbestreitbar hohes Maß an Authentizität und Quellenwert. Dieser Zugang ist umso wertvoller, als dokumentarisches Material aus Weinbergs frühen Jahren so gut wie fehlt. Damit ist N.s Arbeit mehr als eine gewöhnliche Biografie bzw. Monografie, eröffnet sie doch substanzielle Einblicke in die einzigartige Persönlichkeit des Komponisten und seine Lebensumstände.

Geboren und aufgewachsen in Warschau, glückte es Weinberg im September 1939, vor den nationalsozialistischen Besatzern in die Sowjetunion zu fliehen. Seine in der Heimat verbliebene Familie kam in den Konzentrationslagern ums Leben. Mit dem Überfall Deutschlands auf die UdSSR wurde Weinberg in das mittelasiatische Taschkent evakuiert. Nach dem Krieg ging er nach Moskau, wo er im Februar 1953 im Kontext der repressiven Kulturpolitik Stalins in Haft geriet. Seine rasche Freilassung verdankte er einer Petition Dmitrij Šostakovičs. Es wäre heute ein Leichtes, mit dem untätig gebliebenen Komponistenverband abzurechnen und Weinberg als „Opfer des Regimes“ darzustellen, doch hält sich die Autorin diesbezüglich wohlthuend und klug abwägend zurück.

Musikwissenschaftlichen Jargon meidend, zielt N. auf einen breiten musikinteressierten Leserkreis. In den die äußere Biografie nachvollziehenden Abschnitten lässt sie den Komponisten ausführlich selbst zu Wort kommen, was dem Buch einen besonderen, authentischen „Klang“ verleiht. Vor dem Auge des Lesers entstehen Bilder aus Weinbergs Kindheit, werden Einzelheiten seiner Familiengeschichte lebendig, das Studium am Warschauer Konservatorium, der Krieg und die Flucht in die UdSSR, das Aufbaustudium am Minsker Konservatorium (1939–1941), schließlich die Jahre in Taschkent und die bedrückende Atmosphäre des Moskauer Musiklebens 1948. Mit der „Tauwetter“-Periode setzte dann ein bemerkenswerter schöpferischer Aufschwung Weinbergs ein, der das Epitheton „goldene Jahre“ (N.) verdient. Gegenüber der Autorin bekannte der Komponist: „Mir scheint, dass fast jeder Moment im Leben eines echten Künstlers in gewisser Weise Arbeit ist – als interessante, beharrliche und endlose Arbeit, nicht nur am Schreibtisch, sondern auch in der Beobachtung, der Wahrnehmung von Geräuschen, Farben, Bewegungen und Rhythmen der Realität. Ich arbeite ohne Unterlass“ (S. 23).

Das Buch widmet sich ausgewählten Werken im Detail, darunter der Ersten Symphonie, den „Jüdischen Liedern“, den letzten Symphonien sowie der Oper „Die Passagierin“, die der Komponist selbst als sein Hauptwerk ansah. Aufgezeigt werden Parallelen und Bezüge zur jüdischen Volksmusik sowie Weinbergs Verankerung in einzelnen Kompositionstraditionen und -schulen, d. h. in der polnischen und russischen, speziell der „St. Petersburger Schule“ (mit der sich Weinberg als Schüler von Vassilij Zolotarev am Minsker Konservatorium auseinandersetzte). Überzeugend charakterisiert die Vf. Weinbergs symphonisches Denken als monologisch und meditativ – im Sinne einer Musik, bei der das reflexive das handelnde Moment überlagert.

Weinberg unterhielt enge und vertrauensvolle Kontakte zu einer Vielzahl von Komponisten-Kollegen, unter ihnen Jurij Levitin, Veniamin Basner, Vladimir Rubin, Revol' Bunin, Boris Čajkovskij, Grigorij Frid und Alexander Raskatov, die im Buch mit Fotografien dokumentiert sind. Auch wenn z. B. der 1953 geborene Aleksandr Raskatov, ein heute in Frankreich lebender Vertreter der jüngeren Komponistengeneration, ganz andere schöpferische und stilistische Ideale verfolgte, blieb ihre Freundschaft und ihr kreativer Austausch doch davon gänzlich unberührt.

<sup>2</sup> LJUDMILA NIKITINA: *Simfonii M. Vajnberga* [Die Sinfonien M. Weinbergs], Moskva 1972.

Eine besondere Rolle in Weinbergs Leben spielte die Freundschaft mit Šostakovič, der die Ausbildung gewisser Schaffensprinzipien Weinbergs nicht unwesentlich beeinflusst hat. Weinberg zeigte Šostakovič jedes neu geschaffene Werk, Gleiches geschah auch umgekehrt. Šostakovič schätzte Weinberg dabei nicht nur als Komponisten, sondern auch als Pianisten. Gemeinsam präsentierten sie auf dem Klavier vierhändig (im Komponistenverband oder vor Freunden) die Neufassung von Šostakovičs Oper „Lady Macbeth von Mzensk“ oder dessen 10. Symphonie (was übrigens in Aufnahmen dokumentiert ist). Weinberg gilt gemeinhin als der profilierteste Vertreter einer „Šostakovič-Schule“, ohne dass dabei hinreichend nach seiner Individualität gefragt wird. Tatsächlich war die Sache verwickelter, eher ist von einem wechselseitigen Einfluss auszugehen. Šostakovič betrachtete Weinberg als einen ihm ebenbürtigen Komponisten. Mehr noch: Er verglich Weinbergs Talent mit demjenigen Wolfgang Amadeus Mozarts und würdigte ihn mit der Zueignung seines anspruchsvollen 10. Streichquartetts.

Das Buch ist vorbildlich ausgestattet unter Einbezug von Fotos und Musikbeispielen sowie der Dokumentation von Manuskripten und Briefen. Eine Übertragung ins Englische oder Deutsche wäre angesichts der großen Nachfrage nach gesicherten Informationen über diesen bedeutenden, noch im Einzelnen zu erschließenden Komponisten wünschenswert.

Regensburg

Andreas Wehrmeyer

**Andrzej Leder: Polen im Wachtraum.** Die Revolution 1939–1956 und ihre Folgen. Aus dem Polnischen von Sandra Ewers, mit einer Einführung von Felix Ackermann. fibre. Osnabrück 2019. 256 S. ISBN 978-3-944870-63-2. (€ 28,—)

Der Warschauer Kulturphilosoph und Psychoanalytiker Andrzej Leder legt in seinem 2014 bereits auf Polnisch erschienenen Werk<sup>1</sup> die polnische Gesellschaft auf die Couch – und plädiert für eine tiefenpsychologisch fundierte Analyse des sozialen Bewussten und des sozialen Unbewussten. Die Diagnose, auf der L.s Gedankengebäude in fünf Kapiteln beruht, ist schnell gestellt und klar formuliert: In der „polnischen“, von Hitler und Stalin ausgelösten Revolution der Jahre 1939–1956 seien das Bürgertum, verkörpert durch die Juden, und die Großgrundbesitzer vernichtet worden. Die entstandenen Leerstellen hätten die katholisch-ländlichen Bevölkerungsschichten gefüllt, die aber den neuen Herausforderungen nicht gewachsen gewesen seien, weil sie ihrem feudalen, „zwischen Gutshof und Gesinde“ zerrissenen Weltbild verhaftet geblieben seien und somit die Zeit, die auch Möglichkeiten „für den grundlegendsten mentalen Wandel“ bot, „verträumt“ hätten (S. 41). Geträumt hätten sie dabei von ihrem kollektiven Opfersein, von ihrer Unschuld und von der Verwirklichung ihrer verborgenen Begehlichkeiten. Diese unmündigen, in ihrem bauerlichen „Imaginarium“ (Vorstellungshorizont) stehengebliebenen Menschen, „oder eigentlich ihre Kinder und Enkel, bilden heute das Rückgrat der gesellschaftlichen Struktur“ (S. 219).

So erkenntnisreich L.s These auch sein mag – ein so komplexes Thema wie den Umbruch im polnischen Gesellschaftsgefüge seit 1939 vermag er inhaltlich und theoretisch nur teilweise zu erschließen. Grund dafür ist die begriffliche Beliebigkeit seiner Argumentation. Gegen eine pointierte und provokante Polemik, die in ihrer kritischen Geschichtsbetrachtung mit neuen Ein- und Aussichten überrascht, ist *prima facie* nichts einzuwenden, solange die semantischen Entstehungskontexte der analytischen Termini anerkannt bleiben. In L.s Essay schiebt sich aber ein ahistorisches Bestreben vor die systematische Frage: Verlangt wird nach einem begrifflichen Instrumentarium, das, aus seinem historischen Zusammenhang herausgerissen, einen flexiblen Indikator für Leders Ausführungen garantiert.

<sup>1</sup> ANDRZEJ LEDER: Przeźniona rewolucja. Ćwiczenie z logiki historycznej, Warszawa 2014.

Von der Instrumentalisierung der historischen Begriffe und somit auch der theoretischen Ansätze zeugt bereits das Konzept der „verträumten“ Zeit zwischen 1939 und 1956. Mehrmals weist Leder darauf hin, dass er neben Psychoanalyse Lacan'scher Prägung Walter Benjamins geschichtsphilosophische Überlegungen „zur zweit wichtigsten Inspirationsquelle“ (S. 44) zählt. Die Metaphorik von Traum und Schlaf für die unbewusste Produktion von Geschichte sind tatsächlich Benjamins grundlegende Kategorien. Selbst ein kurzer Blick in das berühmte *Passagen-Werk* lässt aber schnell erkennen, worauf sich seine Metaphorik bezieht: „Der Kapitalismus war eine Naturscheinung, mit der ein neuer Traumschlaf über Europa kam und mit ihm eine Reaktivierung der mythischen Kräfte.“<sup>2</sup> Die Geschichte sei demnach ein „Traum“, weil sie durch die naturwüchsige, kapitalistisch produzierte Dingwelt beherrscht ist und auf der Bewusstlosigkeit der Beteiligten beruht.

Benjamins Grundannahme von der Naturwüchsigkeit der Geschichte wird in L.s Interpretation vollständig übergangen, denn seine Metapher von „Polen im Wachtraum“ setzt die von Hitler und Stalin initiierte „polnische Revolution“ voraus und nicht den naturwüchsigen blinden Fortschritt. Kurzerhand unterwirft hier der anerkannte Kulturphilosoph eine der prägendsten kulturphilosophischen Theorien des 20. Jh. einem polnischen Narrativ. Durch diesen interpretatorischen Missbrauch ist sie sozusagen vom Niveau des Weltgeistes auf das des Nationalgeistes herabgesetzt und weitgehend verfälscht worden.

Nicht minder problematisch ist L.s Revolutionsbegriff und -verständnis in Kap. 1 „Revolution“. Ohne jede historische Differenzierung der revolutionären Motivationen geht er davon aus, dass die „polnische Revolution“ der Jahre 1939–1956 nur vom Namen her „polnisch“ war. Sie sei den Polen „geklaut“ worden, weil „zwei revolutionäre Regime“ die „im Traum“ erlebte „polnische Realität“ bestimmt hätten. „Beide realisierten eine später als totalitär beschriebene Politik, die revolutionären Grundlagen entsprang“ (S. 80). Diese pauschale These darf nicht kritiklos hingenommen werden. Gewiss waren Nazi-Deutschland und die Sowjetunion für die ungeheuren Verbrechen an der polnischen Gesellschaft und Staatlichkeit verantwortlich. Dies ist Grund genug, beide Systeme vergleichen zu können. Gleichsetzen, wie L. es tut, lassen sie sich aber nicht. Zu unterschiedlich waren sie in ihren jeweiligen Strukturen und Auswirkungen, gerade auf Polen, um eine simplifizierte Konvergenz zu postulieren. Indem L. die Nazi-Herrschaft als eine revolutionäre Bewegung charakterisiert, attestiert er ihren Anhängern gleichzeitig – *nolens volens* – die spontane Entscheidung für den „öffentlichen Raum der Freiheit“ im Sinne von Hannah Arendt<sup>3</sup>, auf die er die definitorischen Grundlinien seines Revolutionsbegriffes bezieht.

Besonders lehrreich ist L.s Analyse in den Abschnitten, in denen er als Psychoanalytiker und weniger als Kulturhistoriker argumentiert. Dem Thema der interpassiven Beteiligung und Schuld an den Verbrechen (Ermordung, Raub, Enteignung) gegen die jüdische Bevölkerung und gegen die Großgrundbesitzer im Kap. 2 „Juden“ und im Kap. 3 „Bodenreform“ nimmt sich der Vf. in überzeugender Weise an. Auch seine kritischen Überlegungen zu der fehlenden und bis heute anhaltenden verantwortungsbewussten Subjekthaf-tigkeit der polnischen Gesellschaft im Kap. 4 „Terror und Industrialisierung“ und im abschließenden Kap. 5 „Der Nachhall der Revolution“ sind innovativ und eröffnen interessante Perspektiven für weitere Forschungen. Alleine aus diesem Grund ist es wichtig, dass L.s Essay auf Deutsch erschienen ist und mit einer hilfreichen Einführung von Felix Ackermann versehen wurde. Die sprachlich anspruchsvolle Aufgabe der Übersetzung hat Sandra Ewers souverän gemeistert. Somit steht einer grenzüberschreitenden Rezeption und Diskussion von L.s pointierten Thesen nichts im Wege. Mehr kann von seinem

<sup>2</sup> WALTER BENJAMIN: Das *Passagen-Werk*, in: DERS.: Gesammelte Schriften, hrsg. von ROLF TIEDEMANN, Bd. 5, Frankfurt am Main 1982, S. 494.

<sup>3</sup> HANNAH ARENDT: *Über die Revolution*, München 1986, S. 45.

Buch leider nicht erwartet werden, am wenigsten das „Erwachen“ der polnischen Gesellschaft durch jenen von Walter Benjamin erhofften „Schlag mit der linken Hand“<sup>4</sup>.

Lüneburg

Agnieszka Pufelska

<sup>4</sup> WALTER BENJAMIN: Einbahnstraße, in: DERS.: Gesammelte Schriften, hrsg. von ROLF TIEDEMANN, Bd. 4, Frankfurt am Main 1972, S. 89.

**Heidi Behrens, Norbert Reichling: „Ich war ein seltener Fall“.** Die deutsch-jüdisch-polnische Geschichte der Leni Zytnicka. Klartext. Essen 2018. 240 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8375-1986-0. (€ 19,95.)

Seit den 1970er Jahren wird das „lange Ende der Zeitzugenschaft“<sup>1</sup> des Holocaust beschworen, weshalb die Archivierung von Zeitzugberichten ab etwa 1978/79 (vor allem in den USA) mittels einer verstärkten Institutionalisierung vorangetrieben wurde. Das von Heidi Behrens und Norbert Reichling vorgelegte Buch über den „seltenen Fall“ der Helene Zytnicka unternimmt den Versuch, diese Erinnerungen zu konservieren. In diesem Fall ging „der Auftrag“ (S. 201) allerdings von der Zeitzugin selbst aus. Interviewanfragen habe Zytnicka nie erhalten, da sie sich, wie B. und R. annehmen, in einer deutsch-jüdisch-polnischen „nicht leicht einzuordnende[n] Zwischenlage“ befand (S. 209). Die Komplexität von Identität bzw. von Selbst- und mehr noch Fremdzuschreibungen ist ein das Buch und das Leben der Zeitzugin stets begleitendes Motiv.

Der „Bericht“, wie ihn die Vf. nennen (S. 203), ist chronologisch aufgebaut und folgt der 1904 in Essen geborenen Zytnicka bis in die späten Jahre ihres Lebens. Aufgrund ihrer Eheschließung mit dem Handelsvertreter David Zytnicki musste sie zum Judentum konvertieren und dessen polnische Staatsbürgerschaft annehmen, da die Behörden in Polen interkonfessionelle Ehen nicht anerkannten. Als die wichtigste Zäsur ihres Lebens wird der 28. Oktober 1938 herausgestellt, als der NS-Staat die Zytnickis – wie viele andere jüdisch-polnische Familien – nach Polen auswies. Nach dessen Errichtung 1940 gelangte die Familie ins Warschauer Ghetto. Im Juli 1944, unmittelbar vor dem Ausbruch des Warschauer Aufstands, sah Zytnicka ihren Mann zum letzten Mal. Nach dem Krieg kehrte sie nach kurzem Aufenthalt in der Sowjetischen Besatzungszone in ihre Geburtsstadt zurück.

Konsequent einer alternierenden Erzählstruktur folgend, wechseln die transkribierten und kursiv gesetzten Erzählpassagen mit Erklärungen der Autor\*innen ab, in denen sie Kontextualisierungen, aber auch Korrekturen vornehmen. Positiv hervorzuheben sind dabei die Ausführungen zur teils unbekanntenen ostjüdischen Gemeinde im Ruhrgebiet. Diese teils aus dem Königreich Polen sowie Russland stammenden Immigrant\*innen waren infolge des sich intensivierenden Antisemitismus von dort geflohen.<sup>2</sup> Sie galten als besonders fromm und waren deshalb nicht nur schwächer in der deutschen Mehrheitsgesellschaft integriert, sondern organisierten sich auch teilweise getrennt von der übrigen jüdischen Minderheit. David Zytnickis Eheschließung mit einer „Goy“ (Nichtjüdin) war untypisch. B. und R. skizzieren hier treffend sowohl die Identitätsproblematik dieser – wie Zytnicki – teils polnischen Staatsbürger\*innen, teils der Nachfolgeneration Angehörigen, die nur Jiddisch oder Deutsch sprachen – als auch den innerjüdischen Konflikt mit den „alteingesessenen Kaiser-Wilhelm-Juden“ (S. 31).

<sup>1</sup> JAN TAUBITZ: Holocaust Oral History und das lange Ende der Zeitzugenschaft, Göttingen 2016.

<sup>2</sup> TRUDE MAURER: Abschiebung und Attentat. Die Ausweisung der polnischen Juden und der Vorwand für die „Kristallnacht“, in: WALTER H. PEHLE (Hrsg.): Der Judenpogrom 1938. Von der „Reichskristallnacht“ zum Völkermord, Frankfurt am Main 1988, S. 52–73, hier S. 54.

Die Passagen über den „jüdischen Wohnbezirk“ bieten wiederum ein differenziertes Bild vom Ghetto: Dass Zytnickas Schwager als Wehrmachtssoldat samt Familie in Warschau stationiert war, bot der Familie „Möglichkeiten der Tarnung und des Überlebens“ (S. 91). Dank dem Ausweis ihrer Schwester konnte sie sich freier bewegen, unterhielt außerhalb des Ghettos eine Zweitwohnung und führte illegale Geldkurierdienste. David Zytnicki wiederum war in der Arbeitsvermittlung des Ghettos tätig, wodurch er eine relativ privilegierte Stellung einnahm. Diese Schilderungen brechen und erweitern gängige Bilder vom Ghettoalltag, wie sie durch Film, Fotografie und Literatur in der Erinnerungskultur verankert sind, bergen aber zeitgleich – was B. und R. aber zu vermeiden suchen – die Gefahr einer Relativierung der menschenverachtenden Verhältnisse. Die „Schäden an Körper und Gesundheit“ (S. 181) dieser Jahre werden im vollen Ausmaß erst in den Beschreibungen von Zytnickas Leben nach 1945 betont. Immerhin für diesen Zeitraum haben B. und R. ausführliche Quellenarbeit geleistet. Das Bemühen Zytnickas um Entschädigung und Wiedererlangung der deutschen Staatsangehörigkeit spiegeln die staatsbürokratischen Versäumnisse sowie die gesellschaftliche Verdrängung der NS-Verbrechen in der frühen Bundesrepublik wider. Auch hier offenbart sich die Frage nach Zugehörigkeit, und das sowohl in Bezug zur Gesellschaft als auch zum Staatswesen der BRD, denn, so die Protagonistin, „die waren alle auf den Ämtern ungewiss, was ich bin“ (S. 178).

Schwächer hingegen fallen manche Schlussfolgerungen aus, so auch die These, Zytnickas „Biografie verweigert sich einer ausschließlichen Opferperspektive“ (S. 204), womit die Autor\*innen eine „Diskussion und Reflexion von historischen Zwangslagen“ anstoßen wollen. Eine Diskussion über Handlungsmöglichkeiten anstelle einer Schuld-Unschuld-Dichotomie ist begrüßenswert, allerdings unpassend im Fall des Warschauer Ghettos und im Zusammenhang mit „falschen Papieren, Legenden und Schmuggel“ (S. 204). Die Zeitzeugin schadete damit höchstens der deutschen Besatzungsmacht. Ferner konstatieren B. und R., die Lücken in Zytnickas Beschreibungen regten zu Überlegungen an, „wie es ‚auch hätte gewesen sein können‘“ (S. 205). Über den Nutzen kontrafaktischer Spekulation mag man sich streiten. Jedenfalls fragen Historiker\*innen seit Leopold von Ranke eher danach, „wie es eigentlich gewesen“.

Kleinere Mängel offenbart die Arbeitsmethodik, wie die unnötige Heranziehung von Wikipedia in Bezug auf das Thema Volksdeutsche (S. 160 bzw. S. 173, Endnote 8), obwohl die Forschung auch in deutscher Sprache ausreichende Alternativen<sup>3</sup> böte, oder bei der Verwendung polnischsprachiger Begriffe, die oft holprig (S. 142), inkonsequent (S. 114) oder schlichtweg falsch (S. 162) erfolgt. Es drängt sich die Vermutung auf, dass die Autor\*innen einem Primat der Lesefreundlichkeit gefolgt sind, denn deutschen Rezipient\*innen werden diese Ungenauigkeiten vermutlich nicht auffallen. Sie werden hingegen Lenis Geschichte mit Spannung folgen, insbesondere durch die gelegentlich am Kapitelende eingefügten *cliffhanger* vom Typ „doch diese Initiative musste, wie sich zeigen wird, an den weiteren Entwicklungen scheitern“ (S. 54). Das Buch entspricht also nicht immer geschichtswissenschaftlichen Standards, doch ist diese Konzeptionen insofern legitim, als sich die Vf. in der „Rolle als Dokumentar/in“ (S. 201) zum Ziel gesetzt haben, diese komplexe Thematik für eine größere Leserschaft aufzuarbeiten. Sie wollen keine Forschungslücke schließen, sondern vielmehr eine „noch immer vergessene Seite der NS-Geschichte“ (S. 204) aufzeigen.

Festzuhalten bleibt daher, dass B. und R. trotz gewisser Abstriche einen insgesamt gelungenen Zeitzeugenbericht vorgelegt haben, der – fernab der „großen Männer der Geschichte“ – durch die Einbettung in einen breiteren Kontext sehr informativ ausfällt, zumal dieser „seltene Fall“ auch für das Fachpublikum manche nicht in Gänze bekannte Aspekte bereit hält.

Bochum – Lille

Martin Christoph Kloza

<sup>3</sup> Dazu gehören u. a. Arbeiten von Isabel Heinemann, Markus Leniger, Andreas Strippel.



**Ian Rich: Holocaust Perpetrators of the German Police Battalions.** The Mass Murder of Jewish Civilians, 1940-1942. Bloomsbury Academic. London 2018. VIII, 241 S. ISBN 978-1-3500-3802-8. (\$ 59,99.)

Ian Richs Studie ist ein Beitrag zu Forschungskontroversen der letzten drei Jahrzehnte: zur Debatte, inwieweit es sich bei den Tätern des nationalsozialistischen Judenmords um ganz gewöhnliche Deutsche handelte, und zur Frage, inwieweit ihr Handeln von ideologischer Indoktrinierung beeinflusst war. In seiner gruppenbiografischen Untersuchung zweier Polizeibataillone verbindet der Vf. nun beide Problemstellungen miteinander, wobei er davon ausgeht, dass es in den Bataillonen einflussreiche Personen gab, die als negative Auslese unter den Vollstreckern des Judenmords anzusprechen sind und gewissermaßen eine in allen Lagen tötungsbereite Elite gebildet haben.

R. überträgt das Untersuchungsschema, das Michael Wildt für das Führerkorps der Sicherheitspolizei und den SD angewandt hat<sup>1</sup>, auf eine Gruppe, der eine große Zahl der Direkttäter beim Judenmord zuzuordnen ist. Die bislang zu wenig beachteten, zwischen 1915 und 1922 geborenen Angehörigen der ersten Generation der Hitler-Jugend (HJ), die der Indoktrination am stärksten ausgesetzt war, stellten die überwältigende Mehrheit der Jungoffiziere der Polizeibataillone, die 1941/42 in großer Zahl von West nach Ost Massenerschießungen in der Ukraine anführten.

Um die Profile dieser Tätergruppen und biografische Details einiger Beteiligter herauszuarbeiten, wurden Unterlagen der Nachkriegsprozesse ausgewertet. Dabei hat R. aus dem Bataillon 314 aus Wien 103 Angehörige und für Bataillon 304 aus Chemnitz 199 Angehörige einbezogen. Genauer betrachtet wurden je zwölf mit Offiziersrang, die als Kompanie- und Zugführer Teile der Polizeibataillone befehligten; für die Letzteren hat R. einschlägige Materialien der SS und Ordnungspolizei eingesehen. Der Vf. setzt sich zudem intensiv mit der von ihm verwendeten Forschungsliteratur auseinander, die er im Anhang unter „Veröffentlichte Quellen“ auflistet.

72 junge Offiziere, die am 19. Schulungslehrgang an der Polizei-Offiziersschule in Berlin-Köpenick teilgenommen und den sie als Leutnants bzw. SS-Untersturmführer verlassen hatten, wurden ab Sommer 1941 als Verantwortliche in den beiden Bataillonen eingesetzt, als diese sich anschickten, Massaker an der Zivilbevölkerung zu begehen. Für R. waren sie „a radical injection at a crucial juncture“ (S. 72, 151), und in späteren Berichten zeige sich, dass einige von ihnen den Erwartungen ihrer Vorgesetzten mehr als entsprechen hätten.

Bei der Offiziersausbildung hatte eine weltanschauliche Schulung Priorität, die sie zur erwünschten (SS-)Haltung, das heißt zum willigen Werkzeug eines Terrors gegen alle, die als Gegner betrachtet wurden, abrichten sollte, sodass ihnen Mord als guter Dienst am eigenen Volk erscheinen konnte.

Diese Jungoffiziere unterschieden sich dadurch, dass sie erheblich jünger als die übrigen Bataillonsangehörigen waren und gewöhnlich HJ-Führer oder jedenfalls Mitglieder in NS-Organisationen gewesen waren. Sie entstammten dem (Klein-)Bürgertum, ihre Unterbenen hingegen überwiegend der Arbeiterschaft. Sie hatten zumeist die Hochschulreife erworben, während 1939/40 die für die Polizei angeworbenen Abiturienten eine total indoktrinierte Altersgruppe bildeten (S. 36 f.).

Die Kollegen der jungen Offiziere waren großteils 1909–1912 geborene langjährige und verbohrte Anhänger der Hitler-Bewegung, die Bataillonskommandeure rekrutierten sich aus den Jahrgängen der letzten Kriegsgeneration und hatten noch am Ersten Weltkrieg und an Freikorpskämpfen teilgenommen. Die Einübung von Gewalt und Brutalität erfolgte 1940/41 im besetzten Polen, denn die dort gemachten Erfahrungen markierten den Übergang zu etwas Neuem. Die Polizisten des Bataillons 304 wurden von September 1940 an

<sup>1</sup> MICHAEL WILDT: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002.

in Warschau eingesetzt, unter anderem bei der Bewachung des dortigen Gettos. Polen und Juden erschienen ihnen unter rassistischem Vorzeichen „als natürliche und gefährliche Feinde der Volksgemeinschaft“ (S. 76). Ende 1941 rechtfertigte Major der Schutzpolizei und Bataillonskommandeur Karl Deckert in einem Schreiben an Oberstleutnant Joachim Petsch, den Befehlshaber der Ordnungspolizei im Distrikt Warschau, das Erschießen einzelner Juden des Warschauer Gettos durch seine Untergebenen als Auftakt zu einem weit größeren, in der Geschichte angelegten Projekt – dem Massaker an jüdischen Familien in der Sowjetunion, das ein neues, ewiges Reich ganz ohne Juden hervorbringen werde.

Das Polizeibataillon 314 wurde im Lubliner Land eingesetzt und traf Mitte November 1940 in Zamość ein. Einer der Kompanieführer war Rudolf Janik (\*1915) aus Oberschlesien, der 1941 seinen Namen in Jahnhorst ändern ließ, stellvertretender Kompanieführer war Franz Bauer (\*1917) aus dem Sudetengebiet. Beide führten Sonderkommandos an, die Jagd auf Einheimische machten, welche als Gegner galten. R. kommt bei seiner Schilderung immer wieder auf deren Handlungen zurück.

Es gelingt dem Vf., mit seinem gruppenbiografischen Ansatz deutlich zu machen, dass bei der Inangsetzung des allgemeinen Judenmords in der Ukraine den jungen, zutiefst indoktrinierten Offizieren eine entscheidende Rolle zukam. Als „radikale Typen“ gaben diese Anführer für alle übrigen ein Vorbild ab, dem nachzueifern war (S. 144). Damit waren sie zwar nicht ganz gewöhnliche Deutsche, aber Repräsentanten ihrer vom Nationalsozialismus moralisch entstellten Generation. Sie setzten die NS-Ideologie in eine sich ständig radikalisierte Praxis um, die keiner fortschreitenden „Brutalisierung“ bedurfte und weit weniger durch situative Zwänge bedingt war als bislang angenommen. Die organisierte Übertretung des fünften Gebots schlug sich wiederholt in einem mit Alkoholkonsum vermischten Tötungsrausch nieder. Doch trotz alltäglicher Brutalität und einer rasant steigenden Zahl von Tötungsakten waren die Handlungen der Bataillonsangehörigen nicht entgrenzt: Es galt der für SS-Männer verpflichtende Verhaltenskodex, dessen Übertretung durch SS- und Polizeigerichte geahndet werden konnte.

R. bezeichnet die im früheren Ostpolen lebenden Juden stets als „ukrainische Juden“ (S. 92 ff.), was die polnische Prägung der meisten von ihnen außer Acht lässt. Bei dem unvermittelt eingeführten Rosenbauer (S. 96) handelt es sich wohl um Oberst René Rosenbauer, der Kommandeur des Polizei-Regiments Russland-Süd war. In dem sehr lückenhaften Index erscheint der Name nicht. Der Vf. erweckt fälschlicherweise den Eindruck, die Mauer des Warschauer Gettos sei am 16. November 1940 quasi über Nacht als drei Meter hohes, mit Stacheldraht bekröntes Bauwerk entstanden (S. 78). Nicht zutreffend ist ferner, dass 1940/41 „30 800 Juden“ aus dem Generalgouvernement zur Zwangsarbeit ins Reich verschleppt worden seien (S. 83); dem NS-Regime ging es ganz im Gegenteil darum, die jüdische Bevölkerung schnellstmöglich aus Deutschland zu vertreiben.

Interessant dürfte es sein, den österreichischen Aspekt der Studie weiter zu verfolgen, denn im Umkehrschluss zu R.s These müssten weniger in Österreich Geborene und Aufgewachsene unter den jungen Anführern der Polizeibataillone gewesen sein; Näheres über den Wiener Zugführer (Karl?) Tachezi, der seine an der Grube stehenden Opfer mit einer Maschinenpistole erschoss, ist hier aber nicht zu erfahren (S. 111). Auf jeden Fall verspricht es weitere Erkenntnisse bei der äußerst schwierigen historischen Aufarbeitung des Judenmords in der Ukraine, wenn detaillierte Rekonstruktionen der Täterhandlungen sich nicht nur auf die sorgfältige – und von R. vorbildlich durchgeführte – Auswertung der deutschen Gerichtsunterlagen stützten. Sie sollten in einem zweiten Schritt auch mit den Zeugnissen der Opfer verbunden werden, etwa in Bezug auf das hier mehrfach genannte Shtetl Luboml.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Siehe dazu BERL KAGAN (Hrsg.): Luboml. The Memorial Book of a Vanished Shtetl, Hoboken 1997.

Über die Handlungen des „Exzesstäters“ (S. 176) Oskar Christ (1912–1998), Kompanieführer im Bataillon 304, trägt R. eine große Zahl an Informationen zusammen. Obwohl Christ später in Wiesbaden Polizeichef war, kam es nie zu einer Verurteilung, was der Vf. auf Protektion durch den seinerzeitigen Wiesbadener Polizeipräsidenten Dr. Karl Ender zurückführt, der als Zug- und Kompanieführer dem Reserve-Polizeibataillon 105 angehört und selbst auch den Lehrgang in Köpenick absolviert hatte.

Ein Hindernis für die weitere Forschung ist die Verwendung von Pseudonymen für einige der Täter, was der Vf. mit dem deutschen Archivrecht begründet (S. 42). (Eine wünschenswerte deutsche Übersetzung des Buchs sollte sinnvollerweise erst dann erscheinen, wenn das Geburtsjahr der Täter mehr als hundert Jahre zurückliegt.) Die wirklichen Namen werden für diejenigen angegeben, die in den Kriegsjahren ums Leben kamen, wie der 1940 nach Wien versetzte Karl Steinmann (\*1915), der im Polizeibataillon 314 zum Adjutanten und Gerichtsoffizier aufstieg, ehe er im Juli 1942 an einer Geschlechtskrankheit starb; der Gelsenkirchener war einer der wenigen, die kein Abitur und keine Sozialisation als HJ-Führer vorweisen konnten. Polizei-Wachtmeister Walter Dietz (\*1907) hatte sich schon 1941 in Zamość erschossen, nachdem Franz Bauer ihm gedroht hatte, ihn vor ein SS-Gericht zu bringen (S. 88). Der Kriegstod ereilte Hans-Werner Pütz (\*1922) aus Recklinghausen und Rudi Seeber (\*1920) aus Stockhausen. Mit der Amtsbezeichnung Gendarmerie- bzw. Polizei-Leutnant finden sich die beiden auch in der Kriegstoten-Datenbank des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge (<https://www.volksbund.de/graebersuche.html>), in der diese vier Anführer beim Judenmord übrigens allesamt verzeichnet sind.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

**Leerstelle(n)?** Der deutsche Vernichtungskrieg 1941–1944 und die Vergegenwärtigung des Geschehens nach 1989. Hrsg. von Alexandra Klei und Katrin Stoll. Neofelis Verlag, Berlin 2019. 266 S., Ill. ISBN 978-3-95808-227-4. (€ 25,-)

Der Befund des von Alexandra Klei und Katrin Stoll hrsg. Sammelbandes ist deutlich und unter Interessierten keine Neuigkeit: Bis auf wenige Ausnahmen sind die räumlichen wie zeitlichen Dimensionen des deutschen Vernichtungskriegs in der Öffentlichkeit unbekannt und unterrepräsentiert. Von daher gehört hinter die titelgebenden „Leerstelle(n)“ eigentlich kein Fragezeichen, sondern ein konstatierender Punkt. Es ist ein Verdienst der Hrsg., dass der Band vielschichtige Positionen und Themen vereint sowie Leerstellen benennt und analysiert.

Die Breite und Tiefe der insgesamt zehn Beiträge ist bemerkenswert; jeder einzelne Text wirft ein angemessenes Licht auf die zugrunde liegende Fragestellung. Selbst wenn einzelne Beiträge handwerklich wie inhaltlich etwas weniger rund daherkommen, bieten sie genug Substanz, um weitere Fragen und Diskussionen anzuregen. Besonders lesenswert ist der Beitrag von Andreas Hilger zum „Schwierigen Gedenken“ (S. 117) an sowjetische Kriegsgefangene in der Bundesrepublik nach 1989. Stärker als die anderen Autor\*innen begründet er, warum Wissen wie Erinnerung von „rechtliche[n], finanzielle[n], geschichtspolitische[n] und] gesellschaftlich-erinnerungskulturellen[n]“ (S. 134) Faktoren bestimmt werden. Zu Recht weist Hilger zudem auf die Kontinuität antislawischer und antisowjetischer Haltungen in Bezug auf die Aufarbeitung wie auch die Anerkennung von Verbrechen hin.

Den Komplex von Antislawismus und Kontinuitäten der NS-Ideologie hebt auch Johannes Spohr in seinem Beitrag zum Terror gegen die Zivilbevölkerung der Ukraine in den Jahren 1943/44 hervor. Er kann belegen, dass die ungebremste Mordpolitik historiografisch, geschichtspolitisch sowie auch hinsichtlich von Entschädigungszahlungen bis heute ausgeblendet wird. Dabei spielten antislawische Feindbilder im Krieg ebenso eine Rolle wie die verfälschte Historisierung durch hochrangige Angehörige der Wehrmacht

und noch heute andauernde „politisch-strategische Erwägungen“ (S. 115) dahingehend, welcher Verbrechen gedacht werden soll.

Anhand von Schulbüchern aus fünf Ländern (Belarus, Ukraine, Polen, Deutschland, Frankreich) arbeitet Christine Chiriac heraus, wie nationalgeschichtliche Perspektiven die Deutung des Zweiten Weltkriegs bestimmen – und dies, obwohl der Kanon in den Schulbüchern erstaunlich ähnlich ist. Die Beiträge von Aliaksandr Dalhouski (zu Malyj Trosteneč in Belarus), Laura Haendel (zu militärhistorischen Museen in Deutschland), Ulrike Jureit und Andrea Kamp / Babette Quinkert behandeln die Darstellung des Vernichtungskriegs in Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten. Kamp und Quinkert berichten über ihre Arbeit an der Ausstellung des Deutsch-Russischen Museums in Berlin-Karlshorst und vermitteln insbesondere für Museumspraktiker\*innen interessante Binnenperspektiven. So führen sie z. B. aus, warum Fotografien als Quelle und mit Nennung der jeweiligen Bildproduzenten gezeigt werden oder die Räume zum Charakter des deutschen Vernichtungskriegs dunkel gestaltet sind. Jureit wiederum begründet, warum die Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung aus ihrer Sicht vor allem auf der generationsbedingten Verschiebung von geschichtswissenschaftlichen Ansätzen beruhen. Auch sie liefert damit ein Argument aus der Innenansicht, das in vielen anderen Debatten um die Wehrmachtausstellung weniger Beachtung findet.

Ein überzeugendes anthropologisches Deutungsangebot unterbreitet Anna Engeling in ihrem Beitrag zu dörflichen Erinnerungen an den Krieg in der belarussisch-ukrainischen Grenzregion Polesien. Die epische Erzählung der Menschen sei eine „kollektive Selbstdarstellung“, ein „Selbstporträt einer Gemeinschaft von *Christenmenschen*“ (S. 180, Hervorheb im Orig.), die dennoch eine „bäuerlich-jüdische „Schicksalsgemeinschaft“ darstelle (S. 163.) Der bäuerliche Strang erzähle von Tod und Wiedergeburt, der jüdische von Vernichtung. Der eigentliche Antagonismus bestehe jedoch zwischen jenen Dorfbewohnern, die sich laut Erzählung korrekt im Sinne von „moralisch gut“ verhalten, und jenen, die mit den Deutschen zusammengearbeitet hätten. Damit liefert E. mikrogeschichtliche Einblicke, die für die Erforschung des Vernichtungskriegs und der Shoah relevant und innovativ sind.

Dagegen bleibt der Mehrwert des topografischen bzw. geografischen Ansatzes zur Erforschung der Erschießungsstätten des Holocaust, wie ihn Konrad Kwiet vorschlägt, etwas unklar. Es ist in wissenschaftlicher Hinsicht zwar anregend, den Tatort Wald aus Täter- wie Opferperspektive zu betrachten und die Dokumentation der Tatorte durch K. zu verfolgen. Allerdings stellt K. nicht hinreichend präzise dar, worin genau sich seine Ergebnisse zu Nachkriegszeugnissen und -aussagen (fraglos handelt es sich um faszinierende Quellen) von anderen (nicht-topografischen) Untersuchungen unterscheiden.

Den Sammelband durchzieht die Erkenntnis, dass wissenschaftliche Befunde und deren Repräsentationen in der Öffentlichkeit auseinanderklaffen. Zudem sind viele der Beiträge ein Beleg dafür, dass der Vernichtungskrieg mit neuen Fragen beforscht werden sollte. Nachholender Bedarf bei Forschung und Vergegenwärtigung wird in dem Band immer wieder zur Shoah in Bezug gesetzt. Vermisst wird eine Vergleichsperspektive mit Verbrechen etwa in Polen, Frankreich oder Jugoslawien: So ließen sich regionale und strukturelle Vergleichsperspektiven anlegen, die unter Berücksichtigung der Besonderheit der Ermordung der Juden weitere Referenzen ins Blickfeld rücken würden. Die Beiträge beantworten die Fragen nach Ort und Zeit der Leerstellen überzeugend, auch die Gründe für deren Entstehen sowie deren Existenz werden in nachvollziehbarer Weise dargelegt. Dennoch hätte der nachdrücklichere Versuch, tagesaktuelle soziologische oder geschichtskulturelle Erklärungen für die konstatierten Leerstellen anzubieten, dem Band gutgetan. Der Frage, warum gerade der deutsche Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion historisch wie auch in seinen Repräsentationen nicht zentraler behandelt und dargestellt wird, kann nach der Lektüre aber wesentlich zielgerichteter nachgegangen werden.

**Mordechai Strigler: In den Fabriken des Todes.** Ein früher Zeitzeugenbericht vom Arbeitslager Skarżysko-Kamienna. Hrsg. von Frank Beer, übers. von Sigrid Beisel. zu Klampen! Springe 2017. 399 S., Ill. ISBN 978-3-86674-557-5. (€ 24,99.)

1948 veröffentlichte der Zentralverband polnischer Juden in Argentinien den Zeitzeugenbericht *In di fabrikn fun toyt* (In den Fabriken des Todes). Die in Paris geschriebene und in Buenos Aires erschienene, von Sigrid Beisel ins Deutsche übersetzte und von Frank Beer hrsg. Dokumentation stammt aus der Feder des Schriftstellers und Journalisten Mordechai Strigler (1917–1998). Im polnischen Stabrów bei Zamość in einer chassidischen Familie geboren, war der Rabbiner Strigler am Vorabend des deutschen Überfalls auf Polen als Moralprediger in der Großen Synagoge in Warschau tätig. Im Zweiten Weltkrieg führte ihn sein Leidensweg durch zwölf Ghettos und Zwangslager in Polen und in Deutschland, etwa durch die Konzentrationslager Majdanek und Buchenwald und das Arbeitslager des HASAG-Konzerns in Skarżysko-Kamienna bei Radom, der wohl wichtigsten deutschen Munitionsfabrik im Generalgouvernement. Strigler wurde Ende Juli 1943 aus dem KZ Majdanek als Zwangsarbeiter nach Skarżysko-Kamienna gebracht und blieb dort etwa fünfzehn Monate. Er gehörte zu den wenigen Überlebenden des HASAG-Arbeitslagers: Von 25 000 bis 30 000 jüdischen Zwangsarbeiter\*innen kamen etwa 18 000 bis 23 000 Menschen ums Leben.

Dieses in der Forschung bislang wenig beachtete Arbeitslager steht im Mittelpunkt des vorliegenden Zeitzeugenberichts. Im Nachwort zur Einführung hob Strigler im Juni 1946 seine Intention hervor: „Als einer der wenigen Schriftsteller, welche die ganzen sechs Jahre des Hitlerregimes in verschiedenen Arten von Lagern und Ghettos durchmachten und am Leben blieben, glaubt der Verfasser, eine gewisse Schuld begleichen zu müssen, weil das Schicksal sein Leben geschont hat. Er hat eine Verpflichtung den hunderttausenden Freunden und Glaubensbrüdern gegenüber, die mit ihm zusammen deportiert wurden und vor seinen Augen umkamen, sie auf die eine oder andere Art zu verewigen. Er hat auch eine Verpflichtung gegenüber den Lebenden. Der Verfasser, der alle Jahre des Grauens als Jude erlebte, konnte, mehr als jeder andere, in die Abgründe der menschlichen Seele blicken, in das Meer menschlichen Leidens.“ (S. 55)

Diese „Abgründe der menschlichen Seele“ und „das Meer menschlichen Leidens“ durchdringen Striglers in „halb-belletristischer Form“ verfassten Bericht. Bereits im Lager fertigte der Vf. seine Aufzeichnungen an, die allerdings in den Wirren des Krieges verloren gingen. Unmittelbar nach dem Krieg rekonstruierte er den dramatischen Alltag im Lager und insbesondere im berüchtigten Werk C, in dem die Häftlinge mit den giftigen Sprengstoffen Pikrin und Trotyl arbeiten mussten. In seinem Werk schildert der Vf. ausführlich die entsetzlichen Lebens-, Arbeits- und Hygienebedingungen in Skarżysko-Kamienna: Die Häftlinge wurden schonungslos ausgebeutet. Man pferchte sie in engen Baracken zusammen. Sie bekamen keine medizinische Versorgung, litten Hunger und durften nicht einmal ihre Wäsche wechseln. Grenzenlose Gewalt – Misshandlung und Erniedrigung, sexuelle Übergriffe auf Frauen, Selektionen und Erschießungen – prägte ihren Alltag.

Während deutsche Täter in der Dokumentation lediglich am Rande auftauchen, stellt Strigler polnische und ukrainische Meister und Aufseher als bereitwillige Helfershelfer der Nationalsozialisten dar, welche jüdische Zwangsarbeiter genüsslich gefoltert und bei Schmuggelgeschäften (etwa mit Brot) mitgewirkt hätten, um sich an dem Leid von Juden zu bereichern (S. 33 f.). Vom Verhalten „polnischer Judenmörder“ (S. 49) wenig überrascht, greift Strigler insbesondere jüdische Funktionshäftlinge scharf an. Gemeint waren etwa 200–300 sog. „privilegierte Juden“ (Lagerälteste wie die Kommandantin des Werklagers C, Fela Markowiczowa, und ihr Stellvertreter Heniek Ajzenberg sowie Mitglieder einer jüdischen Polizeieinheit). Die Tatsache, dass diese Menschen von den Nationalsozialisten im Rahmen der Judenverfolgung missbraucht bzw. instrumentalisiert wurden, wird von Strigler nicht hervorgehoben. Er verurteilt die Funktionshäftlinge als arrogante „Prokateure“, „Zuträger“ und verachtenswerte profitgierige „Unterweltler“ sowie als „assi-

milierte jüdische Intellektuelle“, die ihm – einem im chassidischen Umfeld sozialisierten Rabbiner – ohnehin zuwider waren (S. 22, 53): Während die meisten Juden unter unmenschlichen Umständen schufteten mussten und kurz nach ihrer Ankunft im Lager starben, führte diese „Elite“ ein besseres Leben. Sie seien noch schlimmer gewesen „als die Polen und die Deutschen zusammen“, denen sie geholfen hätten, andere Juden zu töten (S. 150). Die Abrechnung mit jüdischen Funktionshäftlingen ist wohl der brisanteste Aspekt der Dokumentation, vor dem der Vf. keinesfalls zurückschreckt und den er in „[seiner] ganzen brutalen Nacktheit“ (S. 54) herausarbeitet.

Mordechai Striglers Werk ist ein bislang im deutschsprachigen Raum kaum bekannter eindringlicher Zeitzeugenbericht, der die Grausamkeit und Komplexität der NS-Judenverfolgung in Polen veranschaulicht und somit besondere Aufmerksamkeit verdient.

Saarbrücken

Alexander Friedman

**Ross W. Halpin: Jewish Doctors and the Holocaust.** The Anatomy of Survival in Auschwitz. De Gruyter – Oldenbourg, Berlin – Boston 2018. XX, 233 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-11-059604-5. (€ 68,95.)

Arzt sein im Angesicht des Absurden: Niemand hat dieses Paradox, dieses Dilemma und dennoch diese Notwendigkeit literarisch so überzeugend dargestellt wie Albert Camus in *Die Pest* (1947). Nicht von ungefähr greift Ross W. Halpin, externer Forschungspartner der Universität Sydney im Bereich Health Ethics, an einer zentralen Stelle seines hier zu besprechenden Buches (S. 119 f.) über jüdische Ärztinnen und Ärzte im Lagersystem Auschwitz auf Camus' fiktive Beschreibung der ärztlichen Tätigkeit in der eingeschlossenen und von Pest befallenen Stadt Oran zurück. Und doch geht es in H.s Buch nicht um das Verhalten von Ärzten angesichts einer natürlich bedingten Katastrophe, sondern um ihr Überleben angesichts eines Menschheitsverbrechens.

Die Frage, wie es überhaupt möglich war, Auschwitz zu überleben, ist keineswegs neu, jedoch in Anbetracht der bis dahin ungeahnten, letztlich unvorstellbaren Dimension und Brutalität des Verbrechens stets aktuell. R. widmet sich aber in seinem Buch einer speziellen Untergruppe von Häftlingen, den jüdischen Ärztinnen und Ärzten, die auch im Lager als solche tätig waren und somit gezwungenermaßen Teil der tödlichen Maschinerie wurden: Sie hatten die Aufgabe, die Arbeitsfähigkeit der kranken Häftlinge zwecks weiterer Ausbeutung wiederherzustellen, an Selektionen in den Krankenbaracken teilzunehmen, Entscheidungen über die Zuteilungen der knappen medizinischen Ressourcen und damit auch über Leben und Tod zu treffen oder bei verbrecherischer Forschung mitzuwirken. Nach Primo Levi<sup>1</sup> gehörten sie neben „Kapos“ und anderen Gruppen als Träger notwendiger Funktionen somit zu der „Grauzone“ der privilegierten Häftlinge, deren Überlebenschance die der gewöhnlichen Häftlinge überstieg (S. 115 ff.). Zu der speziellen Gruppe der jüdischen Ärztinnen und Ärzte in Auschwitz existiert wenig Literatur. R. stellt die Hypothese auf, dass ihr (mögliches) Überleben nicht ausschließlich von Zufällen bestimmt war (S. XVI). Bezüglich der Bedingungen geht er von einem Zusammenspiel von drei Faktorenbündeln aus – (Häftlings-)Status, Persönlichkeitszüge und (psychische) Abwehrmechanismen – und postuliert, dass aus allen Bereichen Einflüsse zusammenkommen mussten, um ein Überleben oder eine längere Zeit des Überlebens zu ermöglichen (S. 134).

Um einer Antwort auf die Frage der Bedingungen des Überlebens näherzukommen, beschäftigte sich R. intensiv mit den Lebensgeschichten von 32 Ärztinnen und Ärzten, die Auschwitz überlebten, und erweiterte wo möglich die schmale archivalische Überlieferungslage mit Berichten lebender Nachkommen. Ohne dies ausdrücklich zu erwähnen, folgt der Autor damit der Methode der kollektiven Biografie. Hierfür typisch ist auch der Fokus auf drei exemplarische Biografien, die nach transparenten Kriterien – Vorhanden-

<sup>1</sup> PRIMO LEVI: *I sommersi e i salvati*, Torino 1986.

sein von Memoiren und auskunftsbereiten Verwandten sowie repräsentativ für die Gruppe nach Geschlecht und Alter – ausgewählt wurden, wenngleich leider die Charakteristika der Gesamtgruppe nicht nachgezeichnet werden. Sehr eindrucksvoll sind jedoch die längeren biografischen Skizzen zu Sima Vaismann (Sowjetunion, Frankreich), Louis Micheels (Niederlande) und Giselle Perls (Rumänien), die durch kürzere zu Alina Brewda (Polen) und Lucie Adelsberger (Deutsches Reich) ergänzt werden. Zu den beiden Letzteren lagen weniger Zeugnisse vor, mehr jedoch als zu dem kurz im Kontrast dargestellten Maximilian Samuel (Deutsches Reich), der die Shoah nicht überlebte. Zwar wären insbesondere zu den autobiografischen Aufzeichnungen genauere Angaben zu Zeitpunkt und Kontext ihres Entstehens wünschenswert (quellenkritische Überlegungen erfolgen in allgemeiner Form im Kapitel „Evaluation of Sources“), jedoch zeigt sich in beeindruckender Weise sowohl die Vielfalt geografischer Herkunft, mehr oder weniger stark religiös geprägter Familienstruktur und aus diesen Konstellationen hervorgegangener Persönlichkeiten als auch eine häufige Gemeinsamkeit: die vermutlich berufstypische Zugehörigkeit zur oberen Mittelklasse. Im Hinblick auf die Überlebenschancen kommt der Vf. zu der wichtigen Erkenntnis, dass der Begriff „privilegiert“ bezüglich der Ärztinnen und Ärzte in der Lagerhierarchie diversifiziert werden muss. Einige von ihnen, insbesondere diejenigen, die in verbrecherische Forschung einbezogen wurden, erhielten deutlich mehr Vergünstigungen (Nahrung, Kleidung, Schlafplatz, Ausnahmeregelungen). Der mögliche Überlebensfaktor „Status“ ist also unterschiedlich hoch anzusetzen.

Bezüglich der beiden anderen Faktorenbündel, der Persönlichkeitszüge und der psychischen Abwehrmechanismen, ist zunächst festzustellen, dass Art und Umfang der zugrundeliegenden Quellen eine retrospektive Beurteilung zumindest sehr erschweren. Zu den Persönlichkeitszügen rechnet R. neben Intelligenz, Selbstachtung, Entschlossenheit, Einfühlbarkeit, Realitätssinn, Zähigkeit und einigen anderen Faktoren auch „Resilienz“ (S. 151). Diese wird definiert als Fähigkeit, sich von schwerwiegenden Lebensereignissen zu erholen („ability to bounce back after experiencing loss, failure, tragedy and trauma“, S. 152). Es kann kaum ein Zweifel bestehen, dass diese Fähigkeit in Auschwitz überlebenswichtig war. Zweifelhaft erscheint hingegen, ob sie auf einer Ebene mit den anderen genannten Faktoren zu sehen ist oder ob sie sich nicht vielmehr aus einer Kombination dieser und eventuell weiterer Faktoren (z. B. Unterstützung durch Andere) ergibt.

Zu diesen weiteren Faktoren könnten auch die unbewusst verwendeten psychischen Abwehrmechanismen gehören. Deren Annahme ist Teil psychoanalytischer Theoriebildung in der Folge von Sigmund Freud, wobei aufgrund der Arbeiten nachfolgender Analytikergenerationen davon auszugehen ist, dass solche Mechanismen ubiquitär vorkommen und keineswegs pathologisch sein müssen, sondern psychische Stabilität häufig erst ermöglichen. Sie gelten als typisch für das Individuum und seine Entwicklung (und lassen sich insofern kaum von den Persönlichkeitszügen trennen). Für die konkrete Situation im Lagersystem Auschwitz ergibt eine Einteilung in mehr oder weniger pathologische Abwehrmechanismen im Hinblick auf das Überleben keinen Sinn. Zwar mag die Fähigkeit der Sublimierung von „Trieben“ als „reifer“ Abwehrmechanismus sich positiv ausgewirkt haben, doch Humor und Ironie als weiterer „reifer“ Abwehrmechanismus war für die Situation in Auschwitz kaum geeignet. Stabilisierender mochten in dieser Umgebung ansonsten als eher „unreif“ angesehene Abwehrmechanismen wie Verdrängung und Verleugnung sein, da sie den nicht hinterfragten Gebrauch von Privilegien ermöglichten. Ohnehin sind die Abwehrmechanismen als theoretische Konstrukte und als unbewusste psychische Mechanismen der historischen Methode nicht direkt zugänglich, schon gar nicht auf der genannten Quellenbasis, sodass die Zuordnung zu den untersuchten Personen zwangsläufig ebenso spekulativ bleiben muss wie die ansatzweise quantifizierenden Angaben im Kapitel „Anatomy of Survival“ zur Bedeutung der drei Bereiche (Status, Persönlichkeit, Abwehrmechanismen) für das Überleben der jeweiligen Person.

Die Studie bestätigt erwartungsgemäß den Eindruck, dass alle genannten Bereiche für das Überleben der untersuchten Personen zu einem unterschiedlich großen Anteil bedeut-

sam gewesen sind. Mehr war mit diesem Buch und seiner intensiven Recherche nicht zu leisten, wenngleich erst ein Vergleich mit einer Gruppe von Ärztinnen und Ärzten, die Auschwitz nicht überlebten, und anderen Gruppen von Auschwitz-Häftlingen zu greifbaren Ergebnissen führen würde. Dies schmälert das Verdienst dieses überaus lesenswerten Buches keineswegs, das vor allem darin besteht, die Schicksale der jüdischen Ärztinnen und Ärzte mitsamt den ethischen Dilemmata im Kontext des Lagersystems auf eine sehr eindrucksvolle und einprägsame Weise dargestellt zu haben.

Heidelberg

Maike Rotzoll

**Pavel Polian: Briefe aus der Hölle.** Die Aufzeichnungen des jüdischen Sonderkommandos Auschwitz. Aus dem Russischen von Roman Richter, bearb. von Andreas Kilian. wbg Theiss. Darmstadt 2019. 632 S., Ill. ISBN 978-3-8062-3916-4. € (€ 48,-.)

2015 sorgte der ungarische Film *Son of Saul* für Aufsehen und gewann im folgenden Jahr in Los Angeles den Oscar als bester internationaler Film. Regisseur László Nemes hat die Geschichte des sog. „Sonderkommandos“ des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau adaptiert und daraus ein berührendes Drama gemacht. Es ist die Geschichte der Juden, die für die Täter der SS die Krematorien bedienen und die in den Gaskammern ermordeten Menschen verbrennen mussten. Nemes thematisiert dabei insbesondere das jüdische religiöse Tabu der Einäscherung von Leichen, das der Held des Films einzuhalten versucht: Doch am Ende verliert er den toten Körper seines namengebenden Sohnes Saul – zwar nicht an die Verbrennungsöfen von Auschwitz, aber in einem Fluss.

Zuvor aber hatte er am Aufstand des zu diesem Zeitpunkt etwa 800 Personen starken Sonderkommandos teilgenommen, der am 7. Oktober 1944 tatsächlich stattgefunden hat. Es war eine Revolte der Verzweiflung, ganz ähnlich wie diejenigen in Treblinka und Sobibór 1943, nur dass in diesen beiden Lagern im Anschluss daran immerhin einigen Insassen die Flucht gelang. Nicht so in Auschwitz: Die SS fing alle Entkommenen wieder ein und tötete sie. Zwar hatten die Aufständischen eines von mehreren Krematorien der Vernichtungsfabrik zerstören können, jedoch verstärkten die Mörder im Anschluss daran ihre Bemühungen, alle Zeugen zu ermorden. Das gelang ihnen nicht zur Gänze, und 50 Jahre nach der Befreiung erschien ein Band<sup>1</sup>, der Gespräche mit diesen Überlebenden dokumentierte.

Jedoch sind dies nicht die einzigen erhaltenen Quellen. Noch während der Holocaust im Gange war, gelang es einigen Angehörigen des Sonderkommandos, Notizen und Briefe auf dem Gelände der Krematorien zu verstecken. Die genaue Anzahl dieser Dokumente ist nicht bekannt, vermutlich waren es bis zu 40 Verstecke, von denen in den Jahren 1945 bis 1980 immerhin neun gefunden werden konnten. Die geretteten, vom langen Aufenthalt in nasser Erde teils stark in Mitleidenschaft gezogenen Schriften stammten von fünf Autoren und wurden im Laufe der Zeit in verschiedenen Sprachen veröffentlicht.

Pavel Polian legt nun eine Gesamtedition vor, die alle Texte zusammenführt und auf einer erneuten Prüfung der Originale beruht. Dank modernster Computertechnik gelang es ihm, zahlreiche bisher nicht lesbare Stellen sichtbar zu machen. Dazu ergänzt er diejenigen Teile, die beispielsweise durch die kommunistische Zensur getilgt worden oder für vorangegangene Herausgeber schlicht nicht von Interesse gewesen waren. In diesem Sinne liegt hier nun eine vorerst definitive Sammlung vor, die allerhöchstens durch weitere Fortschritte bei der digitalen Bildbearbeitung einer Revision bedürfte. Etwas unbefriedigend ist allerdings, dass die im Original jiddischen Quellen hier zunächst ins Russische übertragen und dann erst, durchaus sorgfältig, ins Deutsche übersetzt wurden.

Das Fachpublikum wird zudem das Fehlen jeglicher Register bemängeln, und auch die Auswertung der Literatur – die inzwischen viele Regalmeter füllt – ist nicht immer zielfüh-

<sup>1</sup> GIDEON GREIF: „Wir weinten tränenlos“. Augenzeugenberichte der jüdischen „Sonderkommandos“ in Auschwitz, Köln u. a. 1995.



rend. P.s eher essayistische Überblicke zum Widerstand, zu den Opferzahlen von Auschwitz oder zum Sonderkommando selbst kommen zwar zu klaren und letztlich überzeugenden Urteilen, sind aber manchmal etwas polemisch geraten und in der Sprache zu wenig distanziert. Das lässt sich insofern verschmerzen, als dafür die Überlieferungsgeschichten der Quellen, die sich nicht selten fast wie Krimis lesen, umfassend rekonstruiert sind. Unfassbar auch, wie nachlässig Historiker sein können: So wurde etwa der 1945 aufgefundene Brief des von Polen nach Frankreich ausgewanderten Herman Strasfogel bis in die jüngste Zeit einem Chaim Herman zugeschrieben – obwohl das Original bereits 1948 an Strasfogels Familie zurückgegeben worden war, die wohl Mitarbeiter der Gedenkstätte Auschwitz damals korrekt identifiziert hatten. Es gibt in deren Akten eine entsprechende Notiz dazu.

P. hat seinem Band eine Übersicht der bisherigen Veröffentlichungen seiner Quellen beigegeben, außerdem hilfreiche Karten und drei bislang unbekannte Aussagen von Überlebenden, die diese 1945 vor der sowjetischen Außerordentlichen Staatskommission in Oświęcim getätigt haben. Seine Glossierung der Dokumente ist zurückhaltend, auch weil diese eindrucksvollen Texte für sich selbst sprechen. Salmen Gradowski etwa, ein aus dem nordostpolnischen Lunna-Wola stammender Anführer des Aufstands vom Oktober 1944, hat zwei Texte hinterlassen. Er tritt mit dem Leser in einen Dialog, spricht diesen direkt an und trägt ihm auf, das Vermächtnis von Erinnern – und von Rache – anzunehmen: Die Täter sollen mit ihrem Genozid nicht ungestraft davorkommen.

Von den fünf Autoren stammt nur Marcel Nadjari nicht aus Polen, sondern aus dem griechischen Saloniki. Sein Brief an die Familie galt bisher als weitgehend zerstört, aber P. konnte dessen Lesbarkeit dank einer bemerkenswerten Digitalisierung von 10 auf 90 Prozent erhöhen. Er veröffentlichte ihn bereits 2017<sup>2</sup>, was für ein beachtliches Medienecho sorgte. Wegen der neu entschlüsselten Passagen ist der Brief der einzige hier edierte Text, der tatsächlich aus der Originalsprache ins Deutsche übersetzt wurde. Es ist ein knapper Abschied, eine Art Testament, in dem Nadjari kurz seine Tätigkeit im Sonderkommando und die deutschen Verbrechen schildert. Wie die anderen Autoren geht er nicht davon aus zu überleben – aber er täuschte sich. Tatsächlich ist er einer von weniger als 20 Überlebenden des Sonderkommandos, und der einzige, dessen Aufzeichnungen geborgen werden konnte. Das geschah allerdings erst 1980, als Nadjari schon neun Jahre tot war. Es dürfte indes eine interessante Aufgabe sein, seine Erinnerungen nach 1945<sup>3</sup> neben dieses Schreiben an die Familie zu legen.

Die Tätigkeit in Auschwitz, der Horror des Vernichtungslagers und die Ermordung der übrigen Deportierten stehen eindeutig im Vordergrund aller hier gedruckten Quellen. Nur Gradowski und der aus Maków Mazowiecki stammende Rabbiner Lejb Langfuß berichten zudem über die Verfolgung und Ghettoisierung vor der Verschleppung. Langfuß' Schrift bietet in ihrer tiefen Religiosität eine weitere Perspektive auf den Holocaust, die in der Historiografie bislang wenig Berücksichtigung fand: die der Orthodoxie, deren Angehörige aufgrund ihrer kompromisslosen Gläubigkeit meist besonders schlechte Überlebenschancen hatten und deren Schicksal daher besonders dürftig dokumentiert ist. Auch Langfuß versuchte, die Vorschriften der Väter einzuhalten, und erfuhr dafür – und für seine spirituelle Anführerschaft – viel Respekt und teils Unterstützung der Mithäftlinge. Die gegenseitigen Erwähnungen der Protagonisten bzw. die Referenzen, die in Nachkriegsaussagen zu ihnen gemacht wurden, belegen den Zusammenhalt der Männer, aber auch, wie außergewöhnlich gerade die hier edierten Schreiber waren: Auschwitz hat sie eben nicht

<sup>2</sup> PAVEL POLIAN: Das Ungelesene lesen. Die Aufzeichnungen von Marcel Nadjari, Mitglied des jüdischen Sonderkommandos von Auschwitz-Birkenau, und ihre Erschließung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 65 (2017), S. 597–618.

<sup>3</sup> MARCEL NATZARI: *χρονικό 1941–1945* [Chronik 1941–1945], Thessaloniki 1991.

gebrochen, sogar unter den Bedingungen des Sonderkommandos fanden sie die Zeit zu schreiben. Es war der Aufschrei der Kultur am *anus mundi*.

P. hat eine wichtige Edition vorgelegt, die unerlässlich zum Verständnis von Auschwitz ist und sich auch in der Lehre mit einigem Gewinn verwenden lässt, weil sie so viele Anknüpfungspunkte bietet. Und mehr noch, sie ist ein Denkmal für die Autoren, das auch dem Sonderkommando Gerechtigkeit widerfahren lässt.

Berlin

Stephan Lehnstaedt

**Ends of War.** Interdisciplinary Perspectives on Past and New Polish Regions after 1944. Hrsg. von Paulina Gulińska-Jurgiel, Yvonne Kleinmann, Miloš Reznik und Dorothea Warneck. (Polen: Kultur – Geschichte – Gesellschaft, Bd. 5.) Wallstein. Göttingen 2019. 376 S. ISBN 978-3-8353-3307-9. (€ 34,90.)

In den Ruinen von Danzig sitzen zwei lachende Frauen auf einer umgestürzten Statue von Kaiser Wilhelm I. Ausgehend von dieser Fotografie Ryszard Witkowskis aus dem Jahr 1945, die als Titelbild dient, erläutern die Hrsg. Paulina Gulińska-Jurgiel, Yvonne Kleinmann und Dorothea Warneck in der Einleitung die Konzeption der Publikation. Wie Witkowskis Fotografie, die verschiedene thematische Anknüpfungspunkte und Interpretationsansätze bietet, sei der Sammelband, ebenso wie die zugrundeliegende Konferenz, die im November 2015 vom Aleksander-Brückner-Zentrum in Halle/Jena und dem DHI Warschau veranstaltet wurde, interdisziplinär ausgerichtet. Von der Einbeziehung verschiedener Wissenschaftsbereiche erhoffen sich die Vf. ein differenzierteres Verständnis des Kriegsendes in Polen. Dabei wird – darauf verweist bereits der Titel – die Festlegung auf ein eindeutiges Datum explizit infrage gestellt. Ausgehend von der Annahme, dass der Krieg „for different people and in different places [...] at different times“ (S. 17) zum Abschluss gekommen sei, erläutern die Hrsg. in nachvollziehbarer Weise die Wahl Polens als Fallbeispiel: Vor Mai 1945 einsetzende bzw. danach weiterhin wirksame politische, gesellschaftliche und mentale Aspekte, die die These der „Ends of War“ stellvertretend für andere europäische Staaten und Gesellschaften illustrieren sollen, werden dabei ebenso angeführt wie polnische Spezifika wie die zweifache Besatzungserfahrung und die unsichere territoriale Gestalt infolge der Grenzveränderungen.

Der Band versammelt Beiträge aus verschiedenen Bereichen wie etwa der Geschichts-, Literatur- und Filmwissenschaft, der Linguistik oder der Analyse von Rechtstexten. In drei Sektionen gegliedert sollen 13 thematisch und methodisch sehr unterschiedlich angelegte Aufsätze vertiefende Einblicke in einzelne Übergangsprozesse und „Kriegsenden“ bieten. Den Sektionen sind kürzere Einleitungen zu Schlüsselfragen des jeweiligen Kapitels vorangestellt.

Zunächst steht der sowohl physische Maßnahmen als auch Erinnerungs- und Identitätsbildungsprozesse mit einschließende (Wieder-)Aufbau im Fokus. Untersucht werden langfristige Kriegsfolgen sowie der Umgang damit durch unterschiedliche Akteure, deren individuelles Erleben im Vordergrund steht. Daran anknüpfend nutzt Anna Wylegała in ihrem Beitrag persönliche Dokumente wie Tagebücher, Briefe und Memoiren sowie Interviews, um anhand unterschiedlicher Dimensionen der „destruction of the social world“ (S. 45), die sie als langfristige, einander überlagernde Prozesse begreift, ein „picture of Polish society at the onset of long-awaited peacetime“ (S. 61) zu zeichnen. Auch Małgorzata Krupiecka's Schilderung des pragmatischen Engagements der Ordensgemeinschaft der Grauen Ursulinen für den materiellen und seelsorgerischen „Wiederaufbau“ beruht auf den persönlichen Dokumentationsbemühungen der Ordensschwestern und soll so bisher wenig berücksichtigte weibliche Perspektiven auf die letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre sichtbar machen. Iryna Horban beschreibt die Entwicklungen der Museumslandschaft in Lemberg (L'viv) in langfristiger Perspektive: von unterschiedlichen museumspolitischen und pragmatischen Maßnahmen der Besatzungsregime bis hin zur „Sowjetisierung“ und Entnationalisierung der Museen und Sammlungen, die oftmals mit der Ent-

fernung und Zerstörung von Objekten einhergingen. Imke Hansens Beitrag zur Errichtung der ersten Gedenkstätte in Auschwitz-Birkenau stellt ein Beispiel für eine methodisch besonders innovative Perspektive auf die unmittelbare Nachkriegszeit in Polen dar. Die Vf. untersucht, wie die räumlichen Bedingungen und materiellen Aspekte des Lagerkomplexes – und nicht etwa politische Entscheidungen oder mediale Diskurse – die Gedenk- und Erinnerungsprozesse vor Ort prägten, und verknüpft ihre Beobachtungen mit übergeordneten Nachkriegsphänomenen wie der allgemeinen materiellen Knappheit oder der Bevölkerungszusammensetzung bzw. Sichtbarkeit verschiedener Bevölkerungs- und Opfergruppen. Zwei Beiträge ergänzen den ersten Teil des Bandes um linguistische Ansätze. Anna Zielińska nimmt die sprachliche Gestalt der „wiedergewonnenen“ polnischen Gebiete in den Blick und kann durch ihren Befund einer langanhaltenden „Multilingualität“ als Spiegel der ethnischen und kulturellen Diversität der angesiedelten Bevölkerung die in der zeitgenössischen Forschung und Propaganda dominierenden Integrationsnarrative hinterfragen, und Daniel Weiss analysiert detailliert die sprachlichen Strukturen der polnischen „Nowomowa“ als „official idiom of the new socialist authorities“ (S. 157) im Verhältnis zum sowjetischen Vorbild.

In der zweiten Sektion wird die Festlegung eines exakten Kriegsendes „from a socio-political or an emotional perspective“ (S. 191) problematisiert: Wie wurden unterschiedliche Kriegserfahrungen in verschiedenen Kunstformen verarbeitet, und wie schlugen sich Emotionen in Alltagspraktiken nieder? So verfolgt Joanna Sulikowska-Fajfer mit ihrem auf inhaltliche Aspekte fokussierten und insofern bedauerlicherweise formale bzw. sprachgestalterische Elemente zurückstellenden Vergleich von Textbeispielen polnischer Kriegs- und Nachkriegsdichtung das Ziel, den „spirit of the times“ (S. 201) der unmittelbaren Nachkriegszeit zu ergründen. Mit *Ostatni etap* (Letzte Etappe) von Wanda Jakubowska, dem ersten Spielfilm über den Holocaust von 1948, nimmt Monika Talarczyk eine andere Form der künstlerischen Verarbeitung von Kriegserfahrungen in den Blick. Sie beleuchtet die speziellen Produktionsbedingungen (die Regisseurin und weitere Mitwirkende waren während des Kriegs inhaftiert gewesen) sowie die Rezeption des Films im In- und Ausland und verweist auf die ästhetische Gestaltung als „interpretation of socialist realism, inspired by neo-realism and based on the participation of an international team and an internationalist outlook“ (S. 250), die den Übergangscharakter der Nachkriegsverhältnisse in Polen bis 1949 illustriert. Auf der Grundlage von deutschen Gerichtsakten, die z. B. private Briefe angeklagter Zwangsarbeiter enthalten, argumentiert Katarzyna Woniak, dass die Hoffnung auf eine deutsche Niederlage, die mit dem Ende des eigenen Leidens und der Rückkehr in die Heimat gleichgesetzt wurde, das dominierende Gefühl polnischer Zwangsarbeiter in Deutschland gebildet habe. So zeigt ihr Beitrag beispielhaft vor 1945 als Wunschvorstellung einsetzende und emotionsgeschichtlich zu erforschende Kriegsenden. Einen emotionsgeschichtlichen Zugang wählt auch Marcin Zaremba, der anhand von Hamsterkäufen und den Entwicklungen auf dem Schwarzmarkt untersucht, welche nationalen und globalen Entwicklungen bis in die 1960er Jahre (und teilweise darüber hinaus) in der polnischen Nachkriegsgesellschaft „war panic“ (als Sammelbegriff für „all the social behaviours [...] attributable to the threat of an outbreak of armed conflict“, S. 276) auslösen konnten und insofern als „aftershocks“ (S. 291) des Zweiten Weltkriegs die Festlegung eines endgültigen Kriegsendes infrage stellen.

In der dritten Sektion wird mit dem Umgang mit „past injustice“ (S. 297) in Polen eine spezifische Form von Tendenzen, die in die Zeiträume vor und nach 1945 ausgriffen, in den Vordergrund gestellt. Dazu wird der Begriff „transitional justice“, der Kriegsende und Verbrechenverfolgung nicht als „a single endeavor“ (S. 298), sondern als prozessuale Entwicklung begreift, in der Einleitung zur Sektion eingeführt und forschungsgeschichtlich eingeordnet. Folglich legen die Beiträge des Kapitels ihren Fokus mehrheitlich auf die Analyse von Rechtstexten und erhöhen so die Quellenvielfalt des Bandes. Zunächst fragt Jacek Chroboczyński in seinem Aufsatz, wie die polnischen Kommunisten nach dem Krieg ihre Macht erlangen und legitimieren konnten – eine genaue Definition des Begriffs

„Legitimation“ wird allerdings nicht vorgenommen. Sein zentrales Anliegen besteht darin, die vermeintliche Dichotomie von unterdrückender kommunistischer Staatsführung und unterdrückter Bevölkerung aus sozialgeschichtlicher Perspektive zu problematisieren, wobei er selbst in Bezug auf die polnische Gesellschaft teilweise pauschalisierend verfährt. Dass seine Thesen kontrovers sind, ist dem Autor bewusst, eine breitere Quellen- und Literaturgrundlage wäre gerade deshalb wichtig gewesen. Demgegenüber nimmt Ewa Malinowska mittels der Diskursanalyse drei konkrete Rechtstexte in den Blick (allerdings mit Fokus auf das PKWN-Manifest und die Verfassung von 1952 sowie zusätzlich auf eine Parlamentsrede Bolesław Bieruts von 1952, und weniger auf die *Mala Konstytucja* von 1947). Ihr methodischer Zugang erlaubt interessante Detailblicke in die Gestaltung dieser Texte und stützt ihre These, dass die Sprache der kommunistischen Machthaber auch die des Rechts durchdrang. Paulina Gulińska-Jurgiel untersucht schließlich eine 1948 veröffentlichte rechtswissenschaftliche Studie von Jerzy Sawicki, der die historische Entwicklung des Genozids als Verbrechenkategorie analysiert und Überlegungen zur Verhinderung weiterer Genozide anstellt. Seine Ausführungen seien, so die Vf., in hohem Maße durch den politischen Kontext beeinflusst worden. Indem sie ihr Fallbeispiel einerseits in den anhaltenden Diskurs über die angemessene Bestrafung von NS-Verbrechen einordnet und andererseits auch Sawickis Zeitverständnis („There is no end to the war, for it could return at any moment“, S. 366) analysiert, gelingt es ihr, nachvollziehbare Verknüpfungen zum Gesamtkontext des Sammelbandes herzustellen.

Insgesamt erfolgt dieser Schritt in dem vorliegenden Band leider zu selten bzw. zu wenig explizit. Zwar sind die Vf. bemüht, in den Einleitungen zu den Sektionen die Zusammenhänge zwischen den Einzelbeiträgen zu erläutern; eine stärkere argumentative Verknüpfung der Detailanalysen mit dem größeren Kontext der polnischen Nachkriegszeit hätte allerdings die Hauptthese der Publikation – es habe mehrere *ends of war* bzw. einen Übergangsprozess statt eines eindeutigen Kriegsendes gegeben – besser veranschaulicht. So deutet sich deren Erkenntnispotenzial in vielen Aufsätzen lediglich an, und einige Beiträge verharren letztendlich auf der Ebene zwar interessanter, aber sehr spezifischer Einzelfallstudien. Positiv hervorzuheben ist, dass sich viele Beiträge durch eine reiche, noch unbearbeitete Quellengrundlage und folglich durch große Anschaulichkeit auszeichnen. Zwar fällt die Darstellung in einigen Fällen trotz vielversprechenden Quellenmaterials und interessanter, bisher unerforschter Fallbeispiele recht deskriptiv aus; andere Aufsätze lassen sich dafür als gelungene Beispiele für methodisch innovative Perspektiven auf die unmittelbare Nachkriegszeit in Polen anführen, die den Mehrwert der interdisziplinären Ausrichtung des Bandes verdeutlichen. Das Vorhaben, nach Art des Titelbilds unterschiedliche Blickwinkel auf die Kriegs- und Nachkriegszeit in Polen aufzuzeigen, löst der Band insofern sicherlich ein. Hinsichtlich einer optimalen Kombination verschiedener Herangehensweisen im Rahmen von „in sich“ interdisziplinär angelegten Studien (die diskursanalytische Untersuchung von Rechtstexten böte hierfür ein gutes Vorbild) wird allerdings das Potenzial nicht vollends ausgeschöpft.

Münster

Anne Kluger

**Annika Elisabet Friberg: Peace at All Costs.** Catholic Intellectuals, Journalists, and Media in Postwar Polish-German Reconciliation. Berghahn Books. New York – Oxford 2019. VIII, 245 S. ISBN 978-1-78920-024-9. (€ 127,20.)

Die Frage der deutsch-polnischen Versöhnung nach 1945 ist schon mehrfach Gegenstand geisteswissenschaftlicher Forschung gewesen. Der problematischen Aufarbeitung der Vergangenheit in diesem Bereich haben sich sowohl Historiker als auch Medien-, Film- und Literaturwissenschaftler gewidmet. Der vorliegende Band von Annika Elisabet Friberg versucht diesen Themenkomplex mit Blick auf die Aktivitäten deutscher und polnischer Katholiken, Journalisten und Medien näher zu beleuchten.

Die Chronologie, an der entlang die Autorin den Aussöhnungsprozess darstellt, beginnt mit dem tragischen Datum 1939 und reicht bis in die 1990er Jahre. Eine solche Aufteilung des Buches ist historisch begründet, erklärt allerdings nicht wirklich die festzustellende Lücke zwischen 1972 und 1990.

In sieben Kapiteln bespricht F. Biografien, Kriegserfahrungen und Schicksale nach 1989 von Akteuren des deutsch-polnischen Dialogs, die ersten Schritte zur gegenseitigen Annäherung nach 1945, das Engagement westdeutscher Korrespondenten und die Aktivitäten katholischer Publizisten (*Tygodnik Powszechny*) und Politiker (vor allem am Beispiel der Znak-Gruppe im Sejm) sowie die Präsenz polnischer Themen in bundesrepublikanischen Medien. F. nennt auch Beispiele für die Verwendung des Feindbilds „(West-) Deutschland“ und für Manipulationen durch die Propaganda in der VR Polen, besonders in der Ära Gomułka.

Anschließend beleuchtet die Vf. die Versuche, für den deutsch-polnischen Versöhnungsprozess eine größere Öffentlichkeit und politische Kreise zu erreichen (u. a. durch Denkschriften und Initiativen wie das Tübinger Memorandum von 1961 oder den Brief polnischer Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder 1965, deren Antwort aber äußerst zurückhaltend ausfiel). Eine besondere Bedeutung kommt hierbei auch der Ostpolitik Willy Brandts zu, die F. metaphorisch als „Brandt-ing Reconciliation“ bezeichnet. Obwohl der sozialdemokratische Bundeskanzler ein Atheist war, deutet F. dessen Kniefall von 1970 am Denkmal für die Ermordeten des Warschauer Ghettos als eine religiöse Geste. Der Zusammenbruch des Kommunismus, die deutsche Einheit und der Nachbarschaftsvertrag zwischen Polen und dem vereinten Deutschland eröffneten zwar einerseits neue Wege für den Dialog zwischen beiden Nationen, andererseits stellte sich aber bald heraus, dass sich der Narrativwechsel nicht selten auf den von Klaus Bachmann identifizierten „Versöhnungskitsch“ zurückführen lässt (F. weist darauf bereits zu Beginn des Kapitels „Remembering and Rewriting Reconciliation: The 1990s“ hin).

F. unterscheidet drei Formen der Konzeptualisierung von Aussöhnung: 1) eine traditionell gebräuchliche Kategorie in den deutsch-polnischen Beziehungen; 2) eine notwendige Rahmenbedingung für die internationalen Beziehungen und die Friedensforschung auch nach dem Ende des eigentlichen Konflikts; 3) einen religiösen Prozess. Außerdem knüpft sie an die Gedächtnis-, Nationalismus- und Transnationalismusforschung an.

Die Komplexität der deutsch-polnischen Beziehungen nach 1945 macht es fast unmöglich, sie auf eine bündige Formel zu bringen, und vielleicht deshalb verspricht der Buchtitel etwas anderes, als das Buch dann hält. *Peace at All Costs* widmet sich vor allem der Versöhnung und der Aufarbeitung der Vergangenheit. Angesichts dessen, dass die polnischen Katholiken – wie übrigens die ganze Opposition, mit Ausnahme der Bewegung *Wolność i Pokój* (Freiheit und Frieden) – an Fragen von Frieden und Abrüstung nur begrenzt interessiert waren, ist der Buchtitel wenig überzeugend, selbst wenn die Autorin die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze als einen Beitrag zum Weltfrieden deutet. Die Verwendung der Phrase „Frieden um jeden Preis“ kann darüber hinaus zu der falschen Schlussfolgerung führen, dass katholische Intellektuelle, Journalisten und Medien bereit gewesen wären, weitgehende Kompromisse mit der Diktatur einzugehen, um pazifistische Ideale verbreiten zu können. Das Buch von F. beweist zum Glück das Gegenteil – maßgeblich für dessen Inhalt ist in diesem Fall der Untertitel.

Die Lektüre erleichtern nicht nur die klare Gliederung und der gut verständliche Schreibstil. Das, was *Peace at All Costs* auch für einen breiteren Leserkreis zugänglich macht, ist eine kenntnisreiche Verknüpfung von historischen Tatsachen und Schicksalen derjenigen Menschen, die hinter den Aussöhnungsideen, politischen Initiativen, Bildungsprojekten oder Medienkampagnen standen. Dazu zählen u. a. Renate Marsch-Potocka, Marion Gräfin Dönhoff, Ludwig Zimmerer, Klaus von Bismarck, Winfried Lipscher sowie Lothar Kreyssig, der Gründer der in beiden deutschen Staaten vertretenen Aktion Sühnezeichen, wodurch ein Bezug auf entsprechende, sehr vereinzelte Aktivitäten in der DDR entsteht. Auf polnischer Seite kommen Namen wie Stanisław Stomma, Władysław Barto-

szewski, Tadeusz Mazowiecki, Jerzy Turowicz, Stefan Kisielewski oder Bolesław Kominek, erster polnischer Erzbischof von Breslau, in den Blick – um nur einige Persönlichkeiten zu nennen. Hinsichtlich westdeutscher Katholiken, die sich um die Aussöhnung verdient gemacht haben, hätte aber auch auf Heinrich Böll aufmerksam gemacht werden sollen sowie, in einem Buch über das Engagement von Christen im deutsch-polnischen Dialog, auf die Versöhnungsmesse in Krzyżowa (Kreisau), an der Helmut Kohl und Tadeusz Mazowiecki teilgenommen haben.

Das Werk enthält einige Fehler, die zwar den Inhalt nicht sonderlich verzerren, aber in einer eventuellen Neuauflage behoben werden sollten. So schreibt die Vf. über drei westliche Zonen „that became the Federal Republic after 1950“ (S. 27). Auf S. 36 gibt F. an, dass „strikes broke out in Poznań among factory and shipyard workers“. In den Posener Cegielski-Werken (bis 1956 Stalin-Werke) wurden tatsächlich auch Schiffsmotoren gebaut, aber von einer Werft kann keine Rede sein. Auf S. 43 heißt es über den Adenauer-Berater Klaus Otto Skibowski: „born 1927 in Lyck (later Elk), Masuria, in postwar Poland“. Einer Korrektur bedürfen hier sein Geburtsdatum (1925) und der Hinweis auf das wechselhafte Schicksal der Stadt, aus dem sich nicht eindeutig ergibt, wann die Stadt deutsch und wann polnisch war (ähnlich zu Danzig auf S. 44). Dass, während sich die Beziehungen zwischen der BRD und der VR Polen seit 1970 verbesserten, die polnisch-israelischen Beziehungen „remain troubled into the late 1970s“ (S. 158), ist unkorrekt. In Wirklichkeit brach Polen die diplomatischen Beziehungen zu Israel 1967 ab. Aufgrund seiner wichtigen Rolle in der polnischen Außenpolitik sollte außerdem darauf hingewiesen werden, dass Bartoszewski kein „consul“, sondern Botschafter in Österreich gewesen ist.

Das Buch von F. bietet eine historische Synthese und Analyse deutscher und polnischer, christlich inspirierter Versöhnungsinitiativen. Die schwedisch-amerikanische Forscherin knüpft damit thematisch (und zum großen Teil auch inhaltlich) an zahlreiche Publikationen polnischer und deutscher Autoren (u. a. Robert Żurek, Radosław Ptasiński, Basil Kerski, Krzysztof Ruchniewicz, Włodzimierz Borodziej, Wolfgang Pailer, Friedhelm Boll oder Severin Gawlitta) an. Im Unterschied zur bereits existierenden Forschungsliteratur über den deutsch-polnischen Dialog liegt dieses Mal eine Synthese auf Englisch vor, und sie ist dadurch hoffentlich einem größeren Leserkreis zugänglich. Die kenntnisreiche Synthese der westdeutschen Mediengeschichte mit dem Schwerpunkt Polen, die F. in diesem Zusammenhang bietet, sowie die Tatsache, dass sie viele Protagonisten ihres Buches interviewt hat, zählen bestimmt zu den Stärken dieses Bandes.

*Peace at All Costs* erscheint außerdem zu einer Zeit, in der eine praktische Umsetzung des „Stommismus“<sup>1</sup> (verstanden als das Streben nach einer Politik des Ausgleichs sowie als eine historisch fundierte und gleichzeitig zukunftsorientierte Interaktion mit den deutschen Nachbarn) mehr als je zuvor seit 1989 vonnöten ist.

Bydgoszcz

Krzysztof Okoński

<sup>1</sup> RADOSŁAW PTASIŃSKI: *Stommizm. Biografia polityczna Stanisława Stommy [Stommismus. Politische Biografie Stanisław Stommas]*, Kraków 2018.

**Eden für jeden?** Touristische Sehnsuchtsorte in Mittel- und Osteuropa von 1945 bis zur Gegenwart. Hrsg. von Bianca Hoenig und Hannah Wadle. (Kultur- und Sozialgeschichte Osteuropas, Bd. 12.) V & R unipress. Göttingen 2019. 379 S., Ill. ISBN 978-3-8471-0984-6. (€ 39,99.)

Tagungsbände sind manchmal Wundertüten. So sehr eine akademische Tagung in der Regel von der Vielfalt an Themen und Perspektiven profitiert, so schwierig wird es manchmal im Nachhinein für die Hrsg., in der Veröffentlichung einen roten Faden zu präsentieren. Nicht anders ist es beim vorliegenden Sammelband, den Bianca Hoenig und Hannah Wadle redigiert haben. Die Publikation geht auf einen Workshop in Basel im Oktober 2012 zurück, und dass sie erst 2019 erschienen ist, mag wohl auch damit zu tun

haben, dass die Redaktion nicht gerade einfach war. Nicht umsonst bedanken sich die Hrsg. explizit bei den Autor\*innen für ihre „Treue“.

Die methodische Klammer für die sehr heterogenen Beiträge – vom klassischen historischen Aufsatz bis zum Foto-Essay – bilden die Begriffe „Tourismus“ und „Sehnsuchtsort“, die „relational, flexibel und umfassend“ seien (S. 30). Über die (historische) Tourismusforschung hinaus möchte der besprochene Band einen Beitrag zu „der aktuellen wissenschaftlichen Beschäftigung mit imaginären Horizonten in gegenwärtigen Gesellschaften leisten“ (S. 32). Mit „gegenwärtig“ ist dabei die Zeitspanne seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gemeint. Die räumliche Konzentration auf Mittel- und Osteuropa – Polen, Tschechien, die Slowakei, Jugoslawien, die DDR und den postsowjetischen Raum (ohne die baltischen Länder) – erscheint angesichts des Epochen übergreifenden Ansatzes des Bandes sinnvoll. Eine ganz andere Frage ist, ob sich die beschriebenen Fallstudien miteinander vergleichen lassen.

Wollte man die einzelnen Beiträge auf einer Skala hinsichtlich ihrer Auseinandersetzung „mit Orten im räumlichen Sinn“ (S. 28) beschreiben, so ließen sich die Artikel von Frauke Wetz el, Hoenig oder Michael Zing an el problemlos einordnen. Die Fallstudien zu Aussig (Ústí nad Labem), zur Tatra oder zu postjugoslawischen Hotelruinen gehen klar vom Ort, mit seiner individuellen Historie, aus und beschreiben die „Sehnsüchte“, die mit ihm verbunden sind. Das können nationale Zuschreibungen sein, persönliche oder gruppenspezifische Sentimente (beispielsweise Heimatvertriebene) sowie nostalgische Vorstellungen von Postmoderne (Hotelruinen).

Etwas komplizierter wird es, wenn der „Sehnsuchtsort“ in räumlicher Hinsicht weniger eng definiert wird, wie im Fall der Tourismuswerbung für den „Ostblock“ im Beitrag von Sune Bechmann Pedersen, im Fall der „Heimwehtouristen“ (Ralf Meindl) oder der städtetouristischen Vermarktung des kommunistischen Erbes (Sabine Stach). Bei Bechmann Pedersen und Meindl fungiert der reale Raum eher als Folie für Sehnsüchte, während bei Stach der konkrete Ort der Inszenierung, und weniger von Sehnsüchten, als (n)ostalgisches Klischee dient. Im Beitrag von Tatjana Hofmann scheint die Krim weniger Untersuchungsgegenstand als vielmehr Prä-Text für nationale, romantische und postmoderne Narrative zu sein: „Nicht die geographisch konkrete Krim wird zum Objekt des Begehrens, sondern das Begehren an sich – als Selbstzweck und Motor für weiteres Unterwegssein“ (S. 99).

Eine Reihe von Texten, namentlich die von Axel Zutz und Tobias Wunschik, gehen wiederum vom konkreten Ort aus, um die Sehnsüchte in ihrer Zeit zu (re-)konstruieren. Die Motorradfans in der DDR „träumen“ am Sachsenring vom Westen, und die Tagebaufolgelandschaften in der Niederlausitz befriedigen „Alltags-Sehnsüchte“, wenn am Senftenberger See ein Naherholungsgebiet für DDR-Bürger erschaffen wird. Zu fragen wäre, ob beide Fallstudien – so räumlich und historisch konkret wie sie sind – nicht genau so in einem Sammelband zum „Eigensinn im Sozialismus“ zu finden wären, mit geringfügig verschobenen Akzenten. Mit Einschränkungen gilt das auch für den bereits erwähnten Text von Hoenig, die von Freiheit, Selbstbestimmtheit und Vergnügen im sozialistischen Tourismus schreibt.

Die methodische Klammer, die, auch in bewusster Abgrenzung zu Pierre Noras „Erinnerungsort“, den Sehnsuchtsort im räumlichen Sinne betont, wird endgültig negiert, wenn etwa Benedikt Tondera vom Sehnsuchtsort „Auslandstourismus“ schreibt (S. 197). Das muss nicht an sich verkehrt sein, lässt aber erneut die Frage nach dem roten Faden aufkommen. Taugt der Ansatz des Sehnsuchtsorts, der explizit kein „umfassendes Konzept, [k]eine neue Theorie“ (S. 30) darstellen soll, als Analyseinstrument? Die Artikel im besprochenen Band, mit all ihrer Heterogenität, lassen keine eindeutige Antwort zu. Die methodische Abgrenzung zum Konzept „Erinnerungsort“ lässt sich anhand der Beiträge nachvollziehen, die Abgrenzung zu Ostalgie bzw. Nostalgie schon weniger, zumal Stach in ihrem Text diese Grenze bewusst verwischt. Würde man die oben beschriebene Skala neu ausrichten und die Sehnsucht anstatt des Ortes zum Maßstab nehmen, wäre wohl der Bei-

trag von Hofmann maßgeblich. So stellt der Sammelband zwar mehr als eine Wundertüte dar, nämlich ein sorgfältig redigiertes, an vielen Stellen überraschend multiperspektivisches Werk, aber als Ausgangspunkt für eine neue Sicht auf die historische Tourismus- oder Ostmitteleuropaforschung bleibt es dann doch zu diffus. Die Baseler Tagung wird eine inspirierende Erfahrung gewesen sein, die dazugehörige Publikation kann das für sich nicht reklamieren.

Berlin

Mateusz J. Hartwich

**Maren Hachmeister: Selbstorganisation im Sozialismus.** Das Rote Kreuz in Polen und der Tschechoslowakei 1945–1989. (Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, Bd. 14.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2019. 285 S. ISBN 978-3-525-31093-9. (€ 60,-.)

Die zu rezensierende Studie beruht auf der 2018 bei der LMU München eingereichten Dissertationsschrift von Maren Hachmeister. In ihrer Arbeit widmet sich H. dem Vergleich zweier humanitärer Organisationen: des Polnischen (PCK) und des Tschechoslowakischen Roten Kreuzes (ČSČK). Ihr geht es um den Stellenwert der beiden sich selbst als apolitisch verstehenden Organisationen im Geflecht hochpolitisierter staatssozialistischer Systeme. Im Zentrum der Analyse steht das vom Kybernetiker Heinz von Foerster definierte Konzept der „Selbstorganisation“. Dieser theoretische Zugang bietet aus Sicht der Vf. Vorteile gegenüber dem Begriff der „Zivilgesellschaft“ (Ralf Dahrendorf, Jürgen Habermas, Marek Skovajsa, Robert Paxton), da er „nicht so sehr an die westliche Vorstellung einer Bürgergesellschaft geknüpft“ sei, dennoch „formalisierte kollektive Aktivitäten“ enthalte und letztendlich interdisziplinäre Anknüpfungspunkte biete (S. 8 f.). Methodisch basieren die Ausführungen auf organisationssoziologischen Überlegungen (Martin Abraham, Gisela Bolbrügge, Klaus Fuchs-Kittkowski) sowie auf dem Ansatz des historischen Vergleichs. Während die Besonderheiten der Organisationssoziologie in der Einleitung herausgearbeitet werden, fehlen Verweise auf grundlegende Arbeiten der historischen Komparatistik.

Die Studie ist thematisch gegliedert. H. untersucht die Suchdienste, die ehrenamtliche Blutspende sowie die Jugendarbeit, die PCK und ČSČK betrieben. Im letzten Kapitel widmet sich die Vf. Wandel und Kontinuitäten in den leitenden Gremien beider Organisationen. Jedes der vier Kapitel betrachtet sein Unterthema sowohl auf der jeweiligen zentralstaatlichen als auch auf der regionalen Ebene (Krakau und Pilsen). Die Kapitel sind jeweils mit einem Zwischenfazit versehen, ehe H. in ihrer Schlussbetrachtung zu der Einschätzung kommt, dass sich beide Organisationen – je nach Aufgabenfeld – durchaus selbst organisieren konnten. Es gelingt ihr zu zeigen, dass in den beiden zentralistisch organisierten Staaten die zentralen Ebenen der beiden Organisationen einen geringeren Spielraum zur Selbstorganisation besaßen als die Außenstellen in der „Provinz“. Generell seien die „Mitarbeiter von PCK und ČSČK [...] bei der Blutspende nicht die Akteure einer Militärparade, sondern die Akteure eines Fußballspiels“ gewesen (S. 256). Damit verweist die Vf. auf die Richtlinienkompetenz des Staates, der beiden Organisationen und ihren Mitgliedern ein gewisses Maß an Autonomie zugestand. Zudem fand in beiden untersuchten Organisationen weder im Hochstalinismus noch im restlichen Betrachtungszeitraum ein radikaler Elitenwechsel statt, und es existierten Traditionslinien zu den Vorgängern der Zwischenkriegszeit, worauf sich nach Kriegsende das gesellschaftliche Prestige von PCK und ČSČK gegründet habe. Des Weiteren betont H., dass neben der „Traditionsbindung“ und dem „Prestigecharakter“ der beiden nationalen Ableger des Roten Kreuzes vor allem die „Erforderlichkeit ihrer Leistungen“ (in der Mangelwirtschaft) sowie das „apolitische Selbstverständnis“ dabei geholfen hätten, sich Raum für Selbstorganisation zu verschaffen (S. 259).

Die Studie hinterlässt insgesamt einen zwiespältigen Eindruck. Der organisationssoziologische Zugang und die Frage der Selbstorganisation der beiden Akteure bieten durch-



aus Innovationspotenzial bei der Untersuchung staatssozialistischer Systeme. Die Studie kann diesem Ansatz aber nicht immer gerecht werden. So ist die Darstellung von deutlich wahrnehmbaren Qualitätsunterschieden zwischen dem polnischen und dem tschechoslowakischen Fall geprägt. Für das ČSČK wären etwa stärkere Kontextualisierungen der betreffenden Akteure vonnöten gewesen, wie etwa im Falle von Hana Benešová, die dem durchschnittlichen Leser wohl eher unbekannt sein dürfte. Hinzu kommen Rechtschreibfehler und fehlende Diakritika, die Abkürzungen der tschechoslowakischen Währung (Kčs, CSK) sind uneinheitlich (S. 137, 171).

Die Liste der Monita beim polnischen Fallbeispiel ist umfassender. Diese reichen von unkorrekten Übersetzungen – „ustawa“ bedeutet „Gesetz“, nicht „Verfassung“ (S. 32 f.); es müsste heißen „Wiedergewonnene“ statt „neugewonnene Gebiete“ (S. 61) und „Blockparteien“ statt „Parteiverbündete“ (S. 227) – über fehlende Kontextualisierungen – etwa zum Einfluss der Hallstein-Doktrin auf die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen ab 1955 oder zur generellen politischen und gesellschaftlichen Entwicklung – bis hin zu zahlreichen Rechtschreibfehlern („Łódź“ statt korrekt „Łódź“, S. 118 f., 228). Auch fehlen Verweise auf grundlegende Literatur zu Jugendlichen in der Volksrepublik Polen.<sup>1</sup> Ein gründliches Lektorat hätte diese unerfreulichen, vermeidbaren Monita beheben können. Gleiches gilt für die Kennzeichnung der polnischen Archivalien sowie die Wiedergabe von Orts- und Straßennamen insbesondere in Polen, die nicht einheitlich ist. Auch wäre H.'s Aussage, dass für die „sozialistischen Staaten“ „Familie und Nation“ weniger Bedeutung gehabt hätten als „das Proletariat“ oder „das sozialistische Lager“ (S. 107), kritisch zu hinterfragen. Gerade neuere (Polen betreffende) Forschungen zeigen die Bedeutung insbesondere dieser Politikbereiche.<sup>2</sup>

Bezüglich des Inhalts stellt sich für den Rezensenten die Frage, ob Wellen von Massenmigration (im polnischen Fall etwa aus Schlesien nach 1956 oder infolge der „antizionistischen Kampagne“ sowie in der Tschechoslowakei nach 1968) nicht zu einer Veränderung der Zusammensetzung beider Organisationen geführt haben. H. lässt diese Frage außen vor, da sie nur deren Leitungsgremien analysiert und auf dieser Ebene Kontinuitäten wahrnimmt. Generell wäre eine stärkere Quantifizierung von PCK und ČSČK wünschenswert gewesen, etwa bezüglich der Parteizugehörigkeit der Funktionäre und Mitglieder, sowie eine konsistentere Beschreibung des inneren Aufbaus beider Organisationen.

Zudem sei die Frage erlaubt, ob gerade das 5. Kapitel zu den Kontinuitäten und Brüchen in den „Eliten“ nicht an den Anfang der Studie hätte gestellt werden können. An diesem Beispiel hätten die politischen Rahmenbedingungen sowie anschaulich das Selbstverständnis der (Eliten der) Organisationen exemplifiziert werden können, um darauf in den kommenden Kapiteln aufzubauen. Generell hätte die politische Rahmung stärker miteinbezogen werden können.

Der Vergleich der zentralstaatlichen mit der regionalen Ebene ist ein Pluspunkt der Studie, da hier die unterschiedlichen Grade der Durchdringung bzw. Kontrolle durch die Staatsbürokratie beleuchtet werden. Die Darstellung ist dabei nicht immer stringent und kongruent, teilweise beziehen sich die Ausführungen in den regionalen Fallbeispielen stärker auf die zentralstaatliche Ebene als auf die Beispiele Krakau bzw. Pilsen. Auch wird der Untersuchungszeitraum unterschiedlich konsequent ausgeleuchtet. Der Zeitraum bis 1970 ist meist überzeugend und umfassend aufgearbeitet, danach werden die Lücken in der Dar-

<sup>1</sup> HANNA ŚWIDA-ZIEMBA: Młodzież PRL. Portrety pokoleń w kontekście historii [Die Jugend der VRP. Generationsporträts im Kontext der Geschichte], Kraków 2010.

<sup>2</sup> NATALIA JARSKA: Kobiety z marmuru. Robotnice w Polsce w latach 1945–1960 [Frauen aus Marmor. Arbeiterinnen in Polen in den Jahren 1945–1960], Warszawa 2015; NATALI STEGMANN: Die Aufwertung der Familie in der Volksrepublik Polen der siebziger Jahre, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 53 (2005), 4, S. 526–544.

stellung größer. Bei einer vergleichenden Studie wäre ein kürzerer Untersuchungszeitraum sinnvoller gewesen, um diesen adäquat für beide Fallbeispiele auszuarbeiten.

H.s Studie hat gewiss ihre Stärken, dazu zählen das innovative Forschungsdesign, die spannende Fragestellung sowie der zentralstaatliche und regionale Vergleich. Diese werden jedoch im Gesamteindruck durch die aufgeführten Mängel abgeschwächt. Für den Fall einer Neuauflage wäre ein sorgfältiges Lektorat sowie inhaltliche Nachbesserungen der anscheinend mit großer Eile fertiggestellten Monografie wünschenswert.

Warszawa

Michael Zok

**Der Sudetendeutsche Tag.** Zur demonstrativen Festkultur von Heimatvertriebenen. Hrsg. von Elisabeth Fendl. (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Bd. 21.) Waxmann. Münster – New York 2019. 317 S., Ill. ISBN 978-3-8309-4081-4. (€ 34,90.)

Der Sudetendeutsche Tag wird seit 1950 von der Sudetendeutschen Landsmannschaft veranstaltet und ist, wie Werner Mezger in seinem einleitenden Beitrag schreibt, das mit Abstand spektakulärste Massentreffen von Deutschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus ihren Siedlungsgebieten im östlichen Europa vertrieben wurden. Die jährlichen Treffen haben in Deutschland und darüber hinaus das öffentliche Bild über die deutschen Heimatvertriebenen geformt. Somit wird deutlich, weshalb der Sudetendeutsche Tag Thema der Jahrestagung des Freiburger Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) von 2017 war, aus welcher der vorliegende Konferenzband hervorging.

Das Phänomen der Heimat habe eine zeitliche, räumliche und soziale Dimension, hält Mezger in seiner theoretischen Hinführung fest. Zunächst sei Heimat etwas Vergangenes, das nicht wieder zurückkehren könne. Die sudetendeutschen Vertriebenen erfuhren aber auch eine räumliche Zwangstrennung von den Schauplätzen ihrer Kindheit. Entsprechend waren die Tagungsmottos in den ersten Jahren sehr explizit gehalten, wie etwa in Kempten 1950 mit „Gebt uns die Heimat wieder“. Je länger die Zwangsemigration zurücklag, umso mehr entwickelten sich die Forderungen hin zu einem eher abstrakten „Recht auf Heimat“. Der Sudetendeutsche Tag galt nun noch stärker als zuvor als soziales Ereignis, das den Vertriebenen und auch ihren Nachfahren ein alljährliches Wiedersehen ermöglichte. Daran knüpfen auch Mezgers Ausführungen zum „Fest“ an, das er als eine streng ritualisierte Abwechslung zu den Routinen des „Alltags“ definiert. An die theoretischen Überlegungen schließt Elisabeth Fendl mit einem stärker deskriptiven Überblick über die Sudetendeutschen Tage von 1950 (Kempten) bis 2016 (Nürnberg) an. Sie führt aus, wie die Treffen aus pragmatischen Gründen am langen Pfingstwochenende durchgeführt wurden, die Pfingsttage zugleich aber auch als „Tage des Lichts“ sakralisiert wurden. Einen Schwerpunkt legt Fendl auch auf die Kritik am Sudetendeutschen Tag, dessen politische Reden als Hemmnis für die deutsch-tschechischen Beziehungen nach 1989 galten.

Der Sudetendeutsche Tag erfuhr vor allem durch die mediale Berichterstattung starke Beachtung. Lionel Picard gibt in seinem Beitrag einen Überblick über die medialen Konjunkturen in der Bundesrepublik Deutschland. Der Sudetendeutsche Tag erhielt immer dann große Resonanz, wenn das Thema Flucht und Vertreibung und die deutsch-tschechischen Beziehungen allgemeine Beachtung fanden. Für Aufmerksamkeit war laut Picard auch gesorgt, wenn Redner Protest hervorriefen. Als Ganzes skandalisiert wurde der Sudetendeutsche Tag, wie Markéta Barth in ihrem Beitrag herausarbeitet, in der Presse der sozialistischen Tschechoslowakei. Doch auch in den Berichten der Parteizeitung *Rudé právo* zeigen sich Konjunkturen. So hielt sich die Zeitung während des Prager Frühlings von 1968 mit ideologischen Wertungen eher zurück und berichtete auch über das Rahmenprogramm des Sudetendeutschen Tages. Barth skizziert ebenso die tschechische Berichterstattung nach der Samtenen Revolution, wonach manche Medien wie die kommunistische Tageszeitung *Haló noviny* die alten Feindbilder übernahmen. Liberale tschechische Publika-

tionen wie *Respekt*, *Lidové noviny* oder *Mladá fronta Dnes* berichteten jedoch weitaus differenzierter.

Eine Stärke des Bandes liegt darin, dass sich mehrere Beiträge mit den Teilnehmern des Sudetendeutschen Tags beschäftigen. In der Analyse überzeugt besonders jener von Harald Lönnecker, der detailliert beschreibt, wie die zukünftigen Vertriebenenfunktionäre bereits in ihrer Studentzeit vor dem Zweiten Weltkrieg als eine eigene gesellschaftliche Schicht sozialisiert wurden. Student zu sein, so Lönnecker, habe die Möglichkeit bedeutet, zu den zukünftigen Entscheidungsträgern zu gehören. Gerade an den deutschen Universitäten in der heutigen Tschechischen Republik sei die in Verbindungen organisierte Studentenschaft kein Randphänomen gewesen, sondern ein historisch relevanter Akteur. Auf die individuelle Perspektive gehen Sarah Scholl-Schneider und Johanne Lefeldt ein, die auf Grundlage zahlreicher biografischer Interviews konstatieren, dass der Sudetendeutsche Tag zentral für die Konstruktion eines sudetendeutschen Gemeinschaftsgefühls war. Umso stärker äußerten die Befragten Bitterkeit darüber, dass sich Jahr für Jahr weniger Menschen bei der Veranstaltung einfinden. Einen besonderen autobiografischen Blick zurück wagt Ulrike Zischka, indem sie ihre Teilnahme am Sudetendeutschen Tag als Kind beschreibt. Leider diskutiert der Beitrag die Subjektivität nicht in einem für eine wissenschaftliche Publikation angezeigten Maße.

Ohnehin ist der Sammelband gekennzeichnet von einer breiten Streuung zwischen analytisch starken Beiträgen und jenen, die sehr stark deskriptiver Natur sind. Das ist im Genre des Konferenzbands keine Seltenheit, doch hinsichtlich der verschiedenen Perspektiven auf den Sudetendeutschen Tag wäre eine stärkere Einrahmung durch eine Einleitung oder ein Fazit möglich gewesen. Denn zweifellos ist der Band eine gewinnbringende Lektüre für all jene, die sich mit der Geschichte sudetendeutscher Organisationen und der Vertriebenenverbände im Allgemeinen beschäftigen. Publikationen, die diese kollektiven Akteure in der Langzeitperspektive von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart in den Blick nehmen, gibt es bisher nur sehr wenige. Ein Desiderat für zukünftige Forschungen besteht in der Rezeptionsgeschichte deutscher Vertriebenenorganisationen aus ostmitteleuropäischer und überhaupt internationaler Perspektive. Bezüglich dieser Aufgabe, die Sprach- und Regionalkompetenz erfordert, erfüllt der vorliegende Band vor allem hinsichtlich der tschechischen Perspektive seinen Zweck.

München

Niklas Zimmermann

**Die Akademien der Wissenschaften in Zentraleuropa im Kalten Krieg.** Transformationsprozesse im Spannungsfeld von Abgrenzung und Annäherung. Hrsg. von Johannes Feichtinger und Heidemarie Uhl. (Sitzungsberichte / Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Bd. 890.) Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 2018. 565 S. ISBN 978-3-7001-8189-9. (€ 68,-)

Die Nachkriegsentwicklung der Wissenschaft im zentraleuropäischen Raum wurde von mehreren sich überlagernden Prozessen geprägt. Auf der einen Seite musste sich die Wissenschaft mit den Deformationen durch die nationalsozialistische Herrschaft, Besatzung und Kollaboration auseinandersetzen und die kriegsbedingte Paralyse ihrer Tätigkeit überwinden. Auf der anderen Seite war diese Erneuerung bereits in den Kontext des sich entfaltenden Kalten Krieges eingebunden, der die divergierende Entwicklung in Ost und West vorzeichnete. Der von Heidemarie Uhl und Johannes Feichtinger hrsg. Sammelband diskutiert die Transformationen der Wissenschaftslandschaft Zentraleuropas nach 1945 anhand der Entwicklung der Akademien der Wissenschaften (AdW).

In der Einleitung fassen die Hrsg. die Ergebnisse der 15 Beiträge, die sich jeweils mit den einzelnen AdW beschäftigen, systematisch unter fünf zentralen länderübergreifenden Gesichtspunkten zusammen und arbeiten wichtige Tendenzen der Nachkriegsentwicklung überzeugend heraus. Deutlich wird dabei, dass der Neubeginn in Ost und West zwar mit

ähnlichen Herausforderungen verbunden war, aber unterschiedlichen Modellen folgte. Während sich in den sozialistischen Ländern Forschungsakademien nach sowjetischem Vorbild etablierten, blieben die AdW in Westdeutschland primär Gelehrtenvereinigungen. Auch weisen die Hrsg. auf die Sonderrolle der Österreichischen AdW als einer Brücke zwischen Ost und West hin.

Auf diese gelungene Einleitung folgen Ausführungen von Mitchell Ash zu dem sich wandelnden Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik im Kalten Krieg, wobei der Fokus auf den Großmächten USA und der Sowjetunion liegt. Damit leistet Ash einen wichtigen Beitrag zur Einbettung der Entwicklung in Zentraleuropa in einen größeren Zusammenhang. Gleichzeitig spricht er sich gegen die Ansicht aus, der Kalte Krieg sei determinierend für die Wissenschaftsentwicklung gewesen, und schlägt stattdessen vor, von Ermöglichungsbedingungen, die von Wissenschaftlern unterschiedlich wahrgenommen wurden, zu sprechen – eine Perspektive, die auch in den weiteren Beiträgen des Bandes eine stärkere Berücksichtigung verdient hätte.

Der erste, mit „Akademien in den sozialistischen Staaten“ überschriebene Teil versammelt Aufsätze zur Slowenischen, Rumänischen, Ungarischen, Polnischen, Tschechoslowakischen und Slowakischen AdW. Zwar weisen mehrere Autoren darauf hin, dass die Übernahme des sowjetischen Modells nicht von außen aufgezwungen, sondern von wissenschaftlichen Akteuren in Ostmitteleuropa maßgeblich mit vorangetrieben worden sei. Mit der Etablierung des neuen Akademiemodells wurde jedoch – so schimmert es in den Darstellungen immer wieder durch – Wissenschaftlern jegliche Handlungsmöglichkeit genommen und die AdW zu einem Instrument der Politik degradiert. Das Narrativ einer vollständigen Vereinnahmung der Akademien durch die Politik geht mit der Fokussierung des Zeitraums, in dem der politische Druck am stärksten war, einher, sodass sich beispielsweise die Untersuchung von János Pó t ó zur Ungarischen AdW auf die Jahre 1948/49 beschränkt.

Dagegen können Tadeusz Rutkowski für die Polnische AdW sowie Martin Franc und Alena Mišková für die Tschechoslowakische AdW jeweils für einen längeren Zeitraum bis 1989 bzw. 1993 zeigen, dass sich die Spielräume der Wissenschaftler wandelten und zeitweise öffneten, wobei dieser Wandel maßgeblich in Abhängigkeit von politischen Zäsuren interpretiert wird. Aus diesem Grund überrascht auf den ersten Blick die Behauptung von Adam Hudek und Dušan Kováč, dass in der Slowakischen AdW in der ersten Hälfte der 1950er Jahre eine relativ tolerante Atmosphäre geherrscht habe (S. 219). Dieser Befund erklärt sich dadurch, dass sich die Autoren – anders als die Mehrheit der Beiträge in diesem Teil – nicht auf die Analyse formaler Verordnungen und Satzungen, in denen wenig überraschend die führende Rolle der Partei verankert war, beschränken, sondern sich stärker auf die praktische Ebene begeben. So sei die Kaderpolitik ein offener Streitpunkt geblieben und die Realität in der Akademie auch noch Mitte der 1950er Jahre „meilenweit entfernt von den ursprünglichen Vorstellungen“ (S. 216) der Partei gewesen.

Im zweiten Teil beschäftigen sich zwei Aufsätze mit der Österreichischen AdW. Der Beitrag von Feichtinger und Uhl setzt sich dabei mit der internen Umstrukturierung der Akademie auseinander, die nach dem Krieg darum kämpfte, ein bedeutender Akteur der Wissenschaftslandschaft zu bleiben. Wie die Autoren argumentieren, näherte sich die ÖAdW dem sowjetischen Modell einer Forschungsakademie an, ohne es vollständig zu übernehmen. Zwar seien an der Akademie eigene Forschungsinstitute gegründet worden, die Forschungsförderung sei aber einem nach dem Vorbild der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) errichteten Forschungsrat übertragen worden, sodass von einer Kombination des östlichen und westlichen Modells gesprochen werden könne. Noch in einer anderen Hinsicht kann die ÖAdW als eine Brücke zwischen Ost und West betrachtet werden, wie den Ausführungen von Maximilian Graf zu entnehmen ist. Er verdeutlicht, wie die Akademie bis zur internationalen Anerkennung der DDR als eine Begegnungsstätte für Wissenschaftler aus den beiden deutschen Staaten fungierte.

Während sich die Beiträge im zweiten Teil sehr gut ergänzen, ist der dritte und letzte Teil zu den AdW im geteilten Deutschland von großer Heterogenität geprägt. Fünf Beiträge widmen sich den AdW in der DDR. Dabei greifen sie einerseits einige Aspekte aus dem ersten Teil auf. So wird die Selbstsojietisierung von Hubert Laitko äußerst detailliert am Beispiel der Deutschen AdW zu Berlin beschrieben. Andererseits werden aber auch andere, aufschlussreiche Perspektiven auf die Funktionsweise der sozialistischen Akademien aufgezeigt. So zeichnet Jens Thiel am Beispiel des Friedrich-Loeffler-Instituts der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften nach, wie die im Sozialismus geforderte Anwendungsorientierung der Forschung zur Transformation des Instituts von einer Forschungsstätte hin zu einem volkswirtschaftlich relevanten Produktionsbetrieb führte. Die besondere Stellung der Leopoldina als eine gesamtdeutsche Akademie, die sich dank dem internationalen Ansehen besser als andere AdW vor dem staatlichen Zugriff in der DDR schützen konnte, wird von Sybille Gerstengarbe beschrieben.

Einen anderen Schwerpunkt wählen die zwei Aufsätze zu Westdeutschland, die sich auf die Auseinandersetzung der Bayerischen bzw. der Heidelberger AdW mit der Vergangenheit im Nationalsozialismus konzentrieren. Die Auswirkungen des Kalten Krieges und der Systemkonkurrenz werden dabei nur am Rande thematisiert, wenn Udo Wennemuth auf die Zuwahl der Mitglieder aus dem östlichen Europa in die Heidelberger AdW hinweist. Der letzte Beitrag von Herbert Matis und Arnold Suppan verspricht eine Schlussbetrachtung. Diese fasst zunächst wichtige Ergebnisse zusammen und benennt einige Leerstellen des Bandes, wie z. B. das Fehlen der Serbischen oder der Kroatischen AdW sowie die bisweilen eng gefassten Zeiträume. Die zweite Hälfte des Aufsatzes ist jedoch gänzlich der Österreichischen AdW gewidmet und liest sich wie ein weiteres Beispiel für deren Vermittlerrolle im Ost-West-Konflikt, was die im dritten Teil immer wieder auftretenden Zweifel an der Architektur des Sammelbandes verstärkt.

Abschließend muss betont werden, dass die im Einzelnen benannten Schwächen nicht darüber hinwegtäuschen sollten, dass der Sammelband dank seiner Themensetzung und des Blicks auf die Wissenschaft in und zwischen Ost und West bislang ziemlich einzigartig ist.<sup>1</sup> Es bleibt zu hoffen, dass er weitere Forschungen zur Wissenschaftsentwicklung im zentraleuropäischen Raum im Kalten Krieg sowie der blockübergreifenden Interaktions- und Verflechtungsgeschichte anregen wird und dass dabei wichtige Impulse, die insbesondere die länderübergreifenden Beiträge des Bandes liefern, aufgegriffen werden.

München

Darina Volf

<sup>1</sup> Als eine Ausnahme ist zu nennen: WOLFGANG L. REITER (Hrsg.): *Wissenschaft, Technologie und industrielle Entwicklung in Zentraleuropa im Kalten Krieg*, Wien 2017.

**Kulturtransfer und Verlagsarbeit.** Suhrkamp und Osteuropa. Hrsg. von Dirk Kemper, Paweł Zajas und Natalia Bakshi. (Schriftenreihe des Instituts für russisch-deutsche Literatur und Kulturbeziehungen an der RGGU Moskau, Bd. 16.) Wilhelm Fink. Paderborn 2019. 248 S., Ill. ISBN 978-3-7705-6409-5. (€ 79,-)

Der vorliegende Tagungsband entstand als Vorbote des 70-jährigen Jubiläums des 1950 gegründeten Verlags. In zehn Beiträgen widmen sich acht Wissenschaftler aus Russland, Osteuropa und Deutschland sowie die Suhrkamp-Lektorin des Osteuropaprogramms, Katharina Raabe, der kleinen Gruppe osteuropäischer Autoren und Werke, die seit der Gründung der Verlags bis zum Jahr 2000 bei Suhrkamp erschienen sind. Der Schwerpunkt des Bandes liegt auf der Phase des Kalten Krieges.

Im einleitenden und methodisch richtungsweisenden Beitrag hält Dirk Kemper fest, dass das Interesse des Verlags an Osteuropa (hier verstanden als alle diejenigen Länder des Ostblocks, deren Autoren bei Suhrkamp publiziert wurden, vgl. S. 3) parallel zur politischen Annäherung Mitte der 1960er Jahre einsetzte und in den 1970er Jahren rapide anstieg. Die Orientierung an zeitgenössischen kulturellen, wissenschaftlichen und politischen

Diskursen passte zum Selbstverständnis des Verlags, der „geistige, gesellschaftliche, kulturelle Veränderungen abbilden, repräsentieren und gezielt fördern wollte“ (S. 1 f.).

Welche osteuropäischen Autoren und welche Werke wurden ausgewählt? Welche Rolle spielten dabei der Verleger, die Lektoren, die Berater und Übersetzer? Diese Leitfragen führen weg von den großen Verlegernamen Peter Suhrkamp und Siegfried Unseld, der den Verlag 1959 übernahm, sowie von den eindeutig festgeschriebenen „Verleger-Narrativen“ (S. 15). Stattdessen liegt der Fokus des Bandes auf dem Tagesgeschäft, auf seinen Protagonisten sowie auf den osteuropäischen Autoren. Damit hebt sich der Band von der klassischen Institutionsgeschichte ab und beschreitet neue Wege. Neben der Rekonstruktion des Innenlebens der Suhrkamp-Kultur wird vor allem der Kulturtransfer im Sinne Michel Espagnes, d. h. der „nostrifizierende Transformationsprozess“ (S. 10) osteuropäischer Bücher und Autoren in ein Suhrkamp-Produkt, untersucht.

Einen der Schwerpunkte des vorliegenden Bandes bildet der Wissenstransfer aus Osteuropa. Wiesław Małeckı richtet sein Augenmerk auf die bei Suhrkamp publizierten soziologischen und philosophischen Schriften. Im Untersuchungszeitraum sind über 60 Titel osteuropäischer Autoren überwiegend in der *edition suhrkamp*, im *suhrkamp taschenbuch wissenschaft* und in den Reihen *Theorie I* und *Theorie II* vertreten. Letzteren widmet sich Rafael Y. Schögler. Osteuropäische Autoren erschienen in beiden Theoriereihen äußerst selten, was Schögler darauf zurückführt, dass wissenschaftliche Arbeiten im Kontext von (national)sprachlichen Denktraditionen entstünden und Schulen und ihre Anerkennung mit (nationalem) kulturellem Kapital verbunden sei. Werde ein theoretisches Werk in ein anderes Land übertragen, dann greife der bereits erwähnte „nostrifizierende Transformationsprozess“, genauer gesagt die Translationspolitik. Damit ist nicht nur die Art und Weise der Übersetzung, sondern auch die „policy“ (S. 38) der Textauswahl gemeint, die stets stark interessengebunden sei. Suhrkamp verstand sich als vorbildlich linker Verlag für neuere und klassische „Marxologie“ (S. 76) aus Osteuropa und publizierte u. a. Texte von Nikolaj Bucharin und Stalin.

Innerhalb anderer Reihen des Verlags war Osteuropa weitaus stärker vertreten, wie die folgenden sieben Beiträge des Sammelbandes belegen. Hier werden jeweils mehr oder minder erfolgreiche Beispiele des „nostrifizierenden Transformationsprozesses“ aus der Sowjetunion, aus Polen und aus der Tschechoslowakei, den drei am stärksten vertretenen osteuropäischen Ländern im Verlag, untersucht. Der Transfer dortiger Autoren ging stets auf Vermittler und persönliche Kontakte von Beratern, Lektoren oder Übersetzern zurück.

Im Falle des polnischen Schriftstellers Zbigniew Herbert waren mehrere Akteure an seiner Vermittlung an Suhrkamp beteiligt, so Paweł Zajas. Zu den vermittelnden Akteuren zählten u. a. die Stuttgarter Agentur Geisenheyner & Crone und die polnische Agencja Autorska. Minutiös zeichnet Zajas nach, wie Herbert zum Suhrkamp-Autor wurde. Diese privilegierte Position ermöglichte dem Literaten zahlreiche Reisen nach Westeuropa, die teilweise mit Hilfe des im Auftrag des Auswärtigen Amtes agierenden Organisation Inter Nationes organisiert wurden. Außerdem wurde Herbert zum Berater und Literaturvermittler des Verlags und zum persönlichen Freund Unselds.

Weniger Gegenliebe entwickelte Unseld für die auflagenstarke Science-Fiction und die fantastische Literatur, so Matthias Schwartz in seinem Beitrag über osteuropäische Autoren der *Phantastischen Bibliothek* und ihrer Vorläufer. Trotz insgesamt 360 Reihentiteln wurde selbst der prominenteste osteuropäische Autor der Reihe, Stanisław Lem, nicht protegiert. Das Genre kam 1963 mit der Übernahme des Insel Verlags zu Suhrkamp und wurde in der Reihe *Phantastische Bibliothek* 1976–1999 gebündelt, weil es, so Franz Rotensteiner, „als Kind der technischen Zivilisation in verfremdeter Form Wahrheiten über unsere Welt enthält“ (S. 89).

Die letzten vier Aufsätze des Bandes bilden eine Art Einheit und widmen sich den Netzwerken zwischen osteuropäischen Autoren, Lektoren, Beratern und Übersetzern. Natalia Bakshi untersucht die Mittlerfiguren der russischen Literatur im Verlag, Kemper analysiert die Auswahlkriterien für Werke der russischen Literaturtheorie. Mirosława

Zielińska konzentriert sich in ihrem Beitrag auf die Vermittler polnischer Literatur und Michael Špirit auf die tschechischen Autoren und ihre Kontakte zu Suhrkamp.

Augenfällig ist, dass Suhrkamp während des Kalten Krieges im Bereich der russischen Literatur und Literaturtheorie auf Dichter, Autoren und Theorien der ersten Hälfte des 20. Jh. zurückgriff. Übersetzt und publiziert wurden Werke Marina Cvetaevas und Andrej Belys sowie Titel zum russischen Formalismus. Zu den zentralen Mittlerfiguren der russischen Literatur und Literaturtheorie gehörten u. a. der Slawist Wolfgang Kasack und der Übersetzer, Schriftsteller und Publizist Alexander Kaempfe. Die polnische Literatur wurde u. a. durch Autoren der Gruppe 47 und Lektoren wie Peter Urban vermittelt, der auch die tschechische Literatur aufmerksam beobachtete und betreute.

Leider fehlt eine Einordnung der Autoren aus Osteuropa in die politischen Rahmenbedingungen und damit letztlich auch eine daraus resultierende Charakterisierung des Suhrkamp-Verlags. In den Beiträgen finden sich Hinweise darauf, dass die Autoren in ihren Heimatländern publizieren durften und über offizielle Stellen vermittelt wurden. War Suhrkamp also ein Verlag für arrivierte, staatstreue osteuropäische Autoren?

Eine Schwachstelle des Bandes ist sein teils inkohärenter Aufbau. Der gleich an die Einleitung anschließende Beitrag Raabes irritiert zunächst, da hier die methodischen Leitlinien ignoriert werden und ein erzählender Stil vorherrscht. In ihrem lesenswerten Exkurs berichtet die Suhrkamp-Lektorin über das von ihr seit dem Jahr 2000 betreute Osteuropa-programm. Zeitlich und stilistisch wäre der zweite Beitrag besser als Ausblick geeignet gewesen, um nur ein Beispiel zu nennen.

Insgesamt ist es den Tagungsteilnehmern gelungen, eine bislang unbeachtete Seite der Suhrkamp-Kultur in Ansätzen zu rekonstruieren. So klein der Bereich der osteuropäischen Literatur innerhalb des Verlags auch war, spiegelte er die Probleme und Errungenschaften der politischen Annäherung an Osteuropa bis in die 1980er Jahre im Verlagsprogramm und den Netzwerken des elitären bildungsbürgerlichen Verlags der Bundesrepublik doch wider. Damit leistet der Band einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Kulturtransfers zwischen Osteuropa und der Bundesrepublik in der Phase des Kalten Krieges.

Berlin

Maria Birger

**David Kowalski: Polens letzte Juden.** Herkunft und Dissidenz um 1968. (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Bd. 30.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2018. 243 S., Ill. ISBN 978-3-525-37068-1. (€45,-)

Im Zuge der antisemitischen Kampagne von 1968 sahen sich Tausende polnische Bürger jüdischer Herkunft zur Auswanderung gezwungen. Zwar folgten 1967 im Zusammenhang mit dem Sechstagekrieg alle Staaten des Warschauer Paktes der antiisraelischen Politik der Sowjetunion, aber nur die Volksrepublik Polen nutzte diesen Kurs zu einer „Säuberung“ des Parteiapparats und des öffentlichen Lebens von Personen jüdischer Abstammung. Trotz der Fülle an Publikationen sowohl über die oppositionelle Bewegung als auch über die antisemitische Kampagne von 1968 seit den 1990er Jahren sieht David Kowalski eine „fundamentale Forschungslücke“ (S. 24), da bisherige Studien entweder nur die Oppositionsbewegung in den Blick genommen oder sich auf deren jüdische Aspekte konzentriert hätten.

In seinem Fokus steht eine in der oppositionellen Bewegung führende Gruppe von Studierenden der Warschauer Universität, deren Mitgliedern gemeinsam war, dass sie (meist kommunistische) Eltern jüdischer Herkunft in gehobenen beruflichen Positionen hatten. Außerdem gehörten viele dieser jungen Leute Anfang der 1960er Jahre als Schüler\*innen dem informellen „Klub der Widerspruchsuchenden“ in Warschau an, in dem sich (bis zu seiner erzwungenen Auflösung 1963) bis zu 60 Jugendliche zu Diskussionen über Politik, Philosophie und Kultur trafen. Obwohl die jüdische Herkunft für die Studierenden allenfalls eine untergeordnete Rolle spielte, teilten sie durch diese ein bestimmtes soziales Mi-

lieu mit einem spezifischen Erfahrungshintergrund. Ihre soziokulturellen Prägungen und politischen Werte sind Gegenstand der Untersuchung.

Als Quellenbasis dienen 20 vom Vf. geführte Interviews sowie autobiografische Texte, amtliche Dokumente (Berichte und Protokolle des Ministeriums für Innere Sicherheit, Gerichtsprotokolle), aber auch biografische Texte von Eltern der Akteure, in denen K. den Schlüssel zur Beantwortung seiner Fragestellung sieht.

Als im Januar 1968 die Absetzung von Adam Mickiewicz' *Dziady* (Ahnen, 1832) vom Spielplan des Nationaltheaters verfügt wurde, da alle gegen den Zaren gerichteten Zitate mit frenetischem Applaus bedacht worden waren, richtete der Dissident Jacek Kuroń zusammen mit Freunden um Adam Michnik und Jan T. Gross eine Protestschrift an den Sejm. Damit habe, so zitiert K. aus einem Gespräch von Michnik mit Daniel Cohn-Bendit, „die kleine Gruppe rebellierender kommunistischer Dissidenten die nationale Fahne in die Hand“ (S. 54) genommen – zur Verteidigung der polnische Nation. Am 8. März folgte auf dem Warschauer Universitätsgelände eine Protestkundgebung mit rund 1200 Studierenden, die Meinungs- und Versammlungsfreiheit forderten und staatliche Repressionen verurteilten; sie bildete den Auftakt zu landesweiten Studentendemonstrationen. Das Regime reagierte mit Polizeieinsätzen, Verhaftungen und Hetzkampagnen gegen „Aktivisten“ und „Rädelsführer“. Einzelne wurden als „Juden“ identifiziert, namentlich benannt und einer „Verschwörung“ bezichtigt.

Ausgehend von den antisemitischen Reaktionen der Regime-Presse auf den Studentenprotest macht der Vf. bei Innenminister Mieczysław Moczar, dem in der VR agierenden Vorkriegsfaschisten Bolesław Piasecki und dem nationalistischen Vorkriegspolitiker Roman Dmowski einen gemeinsamen ideologischen Kern sichtbar. Sie seien sich trotz gegensätzlicher Positionen darüber einig gewesen, „dass polnische Zugehörigkeit maßgeblich durch Ethnizität bestimmt sei“ (S. 67). Auch Władysław Gomułka, seit 1956 Vorsitzender der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, verwandte 1968 fast wörtlich Kategorien Dmowskis.

Diese Entwicklung hin zu einer exkludierenden ethnischen Argumentation in der Partei stand den politischen Vorstellungen der Oppositionellen, die sich „in der Tradition eines pluralistischen und kulturell geformten Verständnisses von Polonität“ (S. 97) sahen, diametral entgegen. Der Vf. weist darauf hin, dass Michnik schon 1964 Kurońs und Karol Modzelewskis „Offenen Brief“ kritisierte, der die Diskrepanz zwischen marxistischem Anspruch und bürokratischer Wirklichkeit anprangerte und eine wirkliche „Arbeiterdemokratie“ forderte (was auch für die Neue Linke in Westeuropa und den USA bedeutsam war). Michnik bemängelte, dass darin die Forderung nach der nationalen Unabhängigkeit Polens fehlte. Die Oppositionellen von 1968, die im Marxismus kein dogmatisches System, sondern „eine lebendige philosophische Inspiration“ im Sinne des Philosophen Leszek Kołakowski sahen, forderten Menschen- und Bürgerrechte und hoben die Bedeutung des Rechtsstaats hervor.

Auffällig ist, dass sich die Oppositionellen 1968 in ihren Flugblättern, „statt den offenkundigen Antisemitismus zu kritisieren und zu skandalisieren“ (S. 155), zurückhielten. Eine Erklärung sieht der Vf. in der speziellen politischen und gesellschaftlichen Sozialisation dieser Gruppe. Ihre Eltern hatten sich für die kommunistische Idee, für Polen und gegen eine Zugehörigkeit zum Judentum entschieden. Die Partikularität dieses Milieus in der Gesellschaft der VR Polen konnte so jedoch nicht aufgelöst werden. Die jungen Oppositionellen wuchsen unter spezifischen Bedingungen auf, die von denen der Mehrheitsgesellschaft abwichen. Dazu gehörten u. a. eine anders gelagerte Haltung zur Sowjetunion, die Nichtzugehörigkeit zur katholischen Kirche sowie mangelnde verwandtschaftliche Netzwerke infolge des Holocaust. Daher blieb das Milieu weitgehend in sich geschlossen. Seine Verbundenheit mit der kommunistischen Utopie sieht der Vf. in der (nicht überwundenen) Minderheitenproblematik der Zwischenkriegszeit begründet. Mit der radikalen Abkehr von der jüdischen Lebenswelt sollte der jüdische Partikularismus überwunden wer-



den. Die „Widerspruchsuchenden“ verstanden ihre Forderungen nach mehr Freiheitsrechten daher als universalistisch.

Diese verdienstvolle Studie gewährt Einblicke in die politischen, sozialen und kulturellen Prägungen junger Oppositioneller und macht das spezifische Milieu sichtbar, aus dem heraus ihr Protest und die Forderung nach Menschen- und Bürgerrechten erwachsen konnte. Es wird deutlich, dass es im Verhältnis polnischer und jüdischer Geschichte bis heute rivalisierende Konzepte von „Polonität“ gibt. Insgesamt vermittelt diese Arbeit neue Erkenntnisse zum Charakter der Studentenproteste 1968 in Polen und ihrer langfristigen Folgen.

Berlin

Beate Kosmala

**Klaus Bachmann: Politik in Polen.** (Serie Brennpunkt Politik.) Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart 2020. 197 S. ISBN 978-3-17-034547-8. (€ 26,-)

Wie konnte Polen vom Muster- zum Problemland der EU werden? Klaus Bachmann, der seit 1988 in Polen lebt und nach seiner Korrespondententätigkeit für verschiedene deutsche Medien eine Professur am Sozialwissenschaftlichen Institut der privaten Warschauer Hochschule für Sozialpsychologie (SWPS) innehat, verknüpft die Frage nach dem Erfolg der rechtspopulistischen PiS-Partei mit einer Überblicksdarstellung der politischen, ökonomischen und sozio-kulturellen Transformation in Polen nach 1989. Dabei betont er die trotz gewaltiger Umwälzungen institutionelle Kontinuität und Stabilität seit 1989, legt aber auch frei, wie der „relative Bruch“ (S. 12) durch die Regierungsübernahme der PiS im Jahr 2015 bereits in Entwicklungen der vorangegangenen Jahre angelegt war.

Im Kapitel zum Demokratisierungsprozess betont B. die Stabilität durch die Beteiligung der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei am „verhandelten Übergang“ von 1989, sieht aber auch den Nachteil, dass sich Kritik am neuen System dadurch fast ausschließlich im rechten Spektrum gesammelt habe. Im Kapitel zum Staatsaufbau problematisiert B. vor allem den mangelnden Rückhalt für die neue Verfassung von 1997. Ein „Verfassungspatriotismus“ habe sich so als Alternative zu einem kulturell und ethnisch begründeten Nationenverständnis nicht herausbilden können. Interessant ist sein Befund, dass sich durch die Verfassung, aber auch durch den EU-Beitritt 2004 das Machtgewicht zunehmend weg von Parlament und Präsident hin zur Regierung verschoben habe (S. 51 f.).

Polens Außenpolitik, auch in Bezug auf Deutschland, sei in den Jahren nach 1989 von den Konstanten „Westbindung“ und „Sicherung des territorialen Status Quo“ geprägt gewesen. Innerhalb der EU wurde Polen, das sich ab 2004 als Mittler gegenüber den osteuropäischen Nicht-EU-Staaten profiliert hatte, durch die Invasion Russlands in der Ukraine und ab 2015 durch die von „Illusionen und Obsessionen“ (S. 78) geprägte, strategielose Politik der PiS-Regierung geschwächt. Auch die Deutschlandpolitik der PiS sei geprägt von innenpolitischem Kalkül, Unprofessionalität und Ressentiments bis hin zu Verschwörungstheorien, bei gleichzeitigem Respekt – auch aufgrund der Abhängigkeit der polnischen Wirtschaft von Deutschland.

Im Kapitel zu der Wirtschafts- und Sozialpolitik beschreibt der Vf. die ökonomische Transformation nach 1989, dank stabiler Institutionen und westlicher Unterstützung, als erfolgreich, trotz aller sozialen Härten. Probleme sieht B. vor allem in der demografischen Entwicklung, die zu einer Überlastung der Renten- und Gesundheitssysteme und einer Entfremdung gerade der Jüngeren vom Staat führen könnte, die beide Systeme durch Steuern finanzieren würden, aber ansonsten kaum in den Genuss von Sozialleistungen kämen. Im Schlusskapitel zeichnet B. Genese, Inhalte und Folgen der umstrittenen Justizreformen ab 2015 nach.

B. beschreibt somit eine Reihe von Bruchlinien und Pfadabhängigkeiten, die den „relativen Bruch“ der PiS-Regierungsübernahme 2015 und die heutigen innen- wie außenpolitischen Konflikte nachvollziehbar machen. Gründe dafür sucht er vor allem auf der Ebene der politischen Kultur, einer bei weiten Teilen der politischen Eliten und Bevölkerung ver-

breiteten apolitischen und undemokratischen Sehnsucht nach „Wahrheit“ und „Einheit“, eines ungebrochenen Nationalismus und des notorischen Bezugs auf die Vergangenheit: In allen Teilen des politischen Spektrums werde das Selbstbild von Opfern und Held/inn/en kultiviert, unabhängig davon, wie problematisch diese im Einzelfall sind (etwa im Falle der teils an antisemitischen Verbrechen beteiligten antikommunistischen „verfemten Soldaten“). All dies leuchtet ein, erklärt aber nicht, *warum* es 2015 zum autoritären Bruch kam. Hier wäre es gut gewesen, hätte der Vf. noch ein Kapitel zu aktuellen Erklärungsversuchen aus Politik- und Sozialwissenschaften hinzugefügt. B. verweist – David Ost nicht unähnlich<sup>1</sup>, ohne ihn zu nennen – auf die Schwäche der Gewerkschaften, die dazu führ(t)e, dass sich ökonomisch motivierter Protest in einer politischen Kultur wie der oben skizzierten nationalistisch bzw. von rechts äußer(t)e. Im Unterschied zu Ost und auch der polnischen Linken verwirft er aber sowohl den Faktor sozialer Ungleichheit als auch – als mögliche Gründe für Protest – die Dominanz eines marktradikalen Diskurses bei gleichzeitiger Marginalisierung der Gewerkschaften. Auch die Diskussion um die schwindende Überzeugungskraft neoliberaler Narrative<sup>2</sup> übergeht B., indem er den Begriff „neoliberal“ nonchalant als „sozialistischen“ Kampfbegriff verwirft (S. 138). So vermittelt B. über weite Strecken den Eindruck, die polnischen Wähler\*innen hätten in Verkenntung der eigentlich guten Lage aufgrund irrationaler Vorstellungen eine ebenso irrationale wie unprofessionelle Regierung gewählt, was zwangsläufig in ein ernüchterndes Fazit münden muss: Polen befinde sich in einer Grauzone zwischen Demokratie und Diktatur, die Rückkehr zu liberaler Demokratie und Rechtsstaatlichkeit werde zunehmend schwierig.

Bremen

Jacob Nuhn

<sup>1</sup> DAVID OST: *The Defeat of Solidarity. Anger and Politics in Postcommunist Europe*, Ithaca 2005.

<sup>2</sup> Etwa bei MACIEJ GDULA: *Nowy autoritarizm [Der neue Autoritarismus]*, Warszawa 2018.

**Stubborn Structures.** Reconceptualizing Post-Communist Regimes. Hrsg. von Bálint Magyar. Central European University Press. Budapest – New York 2019. XII, 675 S., Kt., Tab. ISBN 978-963-386-214-8. (€ 50,-)

Drei Jahrzehnte nach dem Ende der kommunistischen Diktaturen in Europa versammelt der Band einige der zentralen Ansätze und Thesen zur Geschichte der postkommunistischen Zeit. Die Autoren des Bandes verbindet dabei eine kritische Sicht auf die Gesellschaften Osteuropas und auf den postsowjetischen Raum. Ihr Anliegen ist es zu erklären, warum die normativen Erwartungen, die in den 1990er Jahren an die Transformation dieser Länder formuliert wurden, so in der Regel nicht eintraten. Zwar sind in vielen Staaten der Region nach dem Ende der Diktatur demokratische Institutionen entstanden, und den Staaten Ostmitteleuropas und dem Baltikum gelang der Eintritt in westliche Organisationen wie NATO oder Europäische Union. Doch in der Gegenwart zeigt sich, dass zahlreiche Beobachter und auch Akteure in den Staaten selbst das Gewicht des kommunistischen Erbes unterschätzten. Auch eine Generation später bleibt die Prägung durch die kommunistische Herrschaft ein politisches, kulturelles und soziales Phänomen, dessen Einfluss nur langsam schwindet.

Die sozialwissenschaftlichen Konzepte, die diesen Band prägen, wurden von Bálint Magyar und Henry E. Hale entwickelt. Dabei handelt es sich um Magyars Idee eines postkommunistischen „Mafia Staates“, der insbesondere auf informellen Elitenetzwerken fußt, und Hales Konzept patrimonialer Strukturen, auf denen die autoritären Systeme der Gegenwart beruhen. Beide Autoren haben das Anliegen, postkommunistische Staaten nicht an ihren demokratischen Fortschritten zu messen, sondern sie als Systeme *sui generis* zu verstehen. Der Band enthält analytisch-sozialwissenschaftliche und historisch-erzählende Beiträge und eignet sich durch die Vielfalt der berücksichtigten Staaten auch gut als

Einstieg in die Diskussion. Sein geografischer Schwerpunkt liegt auf dem postsowjetischen Raum, insbesondere der Ukraine, Russland und Belarus, aber er umfasst auch Aufsätze zu Polen, Ungarn und zahlreiche Ausblicke nach Zentralasien und in den Kaukasus. Neben der konzeptionellen Einleitung enthält das Buch Abschnitte über Akteure, Herrschaftstechniken, Eigentum und vergleichende Perspektiven auf die Region.

Auf der politischen Ebene diskutiert der Band die Genese und die Funktionsweisen autoritärer Herrschaft im Postkommunismus. Dabei liefert das Kapitel über Akteure mit Beiträgen von Nikolai Petrov, Mikhail Minakov, László Magyar und Uladzimir Rouda empirische Belege für die konzeptionellen Zugänge von Magyar und Hale. Am Beispiel Russlands, der Ukraine, Rumäniens und Belaruss' erklären sie die Konsequenzen von Elitenkontinuität, schwachen Institutionen, starken lokalen Männernetzwerken (sog. „Clans“) und inszenierter Demokratie in vier politischen Systemen, die zahlreiche Gemeinsamkeiten aufweisen, aber doch unterschiedlich strukturiert sind. Denn jenseits des kleinsten gemeinsamen Nenners „Autorität“, der sich einfach auffinden lässt, hat doch jedes postkommunistische Land seinen eigenen Weg beschritten. Die Wege führten nach 1989/91 nicht in die Demokratie, aber es ging doch weiter in Richtung Divergenz. Die Uniformität der kommunistischen Ära ist in unserer autoritären Epoche passé. Dennoch sind die politischen Systeme der Region auf unterschiedliche Weise durch patrimoniale Strukturen, regionale „Clans“ und fehlende Rechtsstaatlichkeit geprägt. Die enge Steuerung politischer Parteien, die Kontrolle von Wahlen und die Zensur treten als weitere Merkmale hervor.

Ein weiterer Schwerpunkt des Bandes liegt in der Analyse postkommunistischer Wirtschaftsstrukturen. Wiederum zeigt sich das Erbe der Vergangenheit: einerseits in der Kontinuität der Eliten und andererseits in der engmaschigen Verknüpfung zwischen Macht und (prekärer) Eigentum. Als Gemeinsamkeit lässt sich die Entstehung von Rentenökonomien beobachten, deren Erträge insbesondere der politischen Klasse und ihren Verbündeten zufließen. Gerade auch in Russland spielt die frühere Geheimpolizei in der Gegenwart eine herausragende Rolle im ökonomischen Leben. Gleichzeitig sind die postkommunistischen Gesellschaften von einer strukturell gefestigten sozialen Ungleichheit geprägt. Die Forschung steht erst am Anfang einer Sozialgeschichte der Gegenwart in Osteuropa, deren Erstellung dringend notwendig wäre, um nicht nur den Übergang seit dem Ende des Sozialismus, sondern auch unserer Zeit zu verstehen. Der Aufsatz von Andrey Ryabov über den Zusammenhang zwischen Macht und Eigentum ist hier wegweisend.

Einige Aspekte der postkommunistischen Entwicklung werden in diesem Band nur am Rande gestreift. Dazu gehört zunächst die Kultur, die sich nur schwer unter dem Rubrum der „stubborn structures“ fassen lässt. Doch auch über Staatszerfall, Gewalt und Kriminalität, über die Strukturen des Gesundheitswesens, der Bildung und der Wissenschaft, über die Geheimpolizeien, über Nationsbildung und den Einfluss eines neo-imperialen Russlands oder die Rolle der Europäischen Union hätte man gern noch mehr erfahren. Insgesamt jedoch bildet der Band trotz dieser Lücken einen Ausgangspunkt für die weitere Diskussion, an der sich neben den Sozialwissenschaften und der Anthropologie zunehmend auch die historische Forschung beteiligt. Dies ist auch notwendig, da wir immer besser verstehen, dass eine Analyse der osteuropäischen Gegenwart ohne die profunde Kenntnis der sozialistischen Vergangenheit nicht zu haben ist.

Potsdam – Berlin

Jan Claas Behrends

**Katharina Schuchardt: Zwischen Berufsfeld und Identitätsangebot.** Zum Selbstverständnis der deutschen Minderheit im heutigen Opole/Oppeln. (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 13.) Waxmann. Münster – New York 2018. 364 S., Ill. ISBN 978-3-8309-3901-6. (€ 34,90.)

Eine nationale Minderheit entsteht stets im inneren und äußeren Diskurs mit sich und mit der Mehrheit. Ähnlich wie eine Nation ist auch sie ein Produkt von Modernisierungsphänomenen. Wie eine Nation ist auch sie auf die Wahrung ihrer eigenen Identität und Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen bedacht. Als Resultat der Moderne erfreut sie sich des besonderen Interesses zahlreicher Sozial- und Geisteswissenschaften.

Nicht anders verhält es sich mit der deutschen Minderheit in Polen, bei deren Erforschung meistens auf interdisziplinäre Methoden gesetzt wurde. Man tat dies trotz ihrer eigentümlichen Struktur, die aus der Tatsache resultiert, dass sie erst nach jahrzehntelanger Verleugnung und Verdrängung aus der polnischen Gesellschaft nach 1989 wieder erstanden war. Aus diesem Grunde stehen ihre Identität und ihr kulturelles System den Vertriebenenkreisen nach 1945 näher als der deutschen Minderheit in Polen nach 1920. Ähnliches gilt für die Forschungen über diese Gruppe, wie am deutlichsten am interdisziplinären Geflecht der Ostforschung zu sehen ist. In der zweiten Hälfte des 20. Jh. geriet die deutsche Vertriebenenforschung in eine Sackgasse, bei der die jenseits des Eisernen Vorhangs lebenden Deutschen nur am Rande des wissenschaftlichen Interesses standen. Erst in den 1990er Jahren stieg europaweit das Interesse an nationalen Minderheiten und an deren politischer und formalrechtlicher Aufwertung.

Einen interessanten Versuch, die wichtigsten Aspekte der Aktivitäten der deutschen Minderheit im Raum Oppeln im zweiten Jahrzehnt des 21. Jh. aufzugreifen, unternimmt Katharina Schuchardt in ihrer Dissertation. Die Arbeit konzentriert sich auf drei Aspekte: erstens auf das Identitätsangebot, das der Minderheit staatlicherseits unterbreitet wird, zweitens auf Deutungen, die in der Minderheitenpresse anzutreffen sind, und drittens auf die Identität der jüngsten Generation aus dem Kreise der deutschen Minderheit. Die Dilemmata der letztgenannten Gruppe, die zwischen verschiedenen Berufsfeldern und Identitätsangeboten schwebt, bringt auch der Titel der Veröffentlichung zum Ausdruck. Der Untertitel verspricht eine Schilderung des Selbstverständnisses der deutschen Minderheit. Einerseits wird damit der Fokus auf ihren inneren Aufbau gerichtet und andererseits implizit erklärt, dass diese Gruppe im Rahmen von gesellschaftlichen Interaktionen entstand, die im Mittelpunkt des Interesses der Autorin stehen.

Diesem Forschungsziel wurde die Wahl der Quellen und Methoden untergeordnet. Der erste im vorigen Absatz genannte Aspekt wird anhand von Interviews mit führenden Mitgliedern der Minderheit präsentiert. Sie werden zwar durchweg als Experten betrachtet, erwiesen sich aber als eine stark heterogene Elite. Der Darstellung des zweiten Aspekts dient die Analyse der Medien der deutschen Minderheit, allen voran des seit 1990 erscheinenden *Wochenblatts*, der dritte Aspekt wird in Interviews beleuchtet. Hier besteht das Hauptziel darin, die Entstehung der Identität der jüngsten Generation und ihr Verhältnis zu der übrigen deutschen Minderheit darzulegen. Als wichtige Quelle betrachtet die Vf. außerdem ihr Forschungstagebuch, in dem sie ihre Emotionen und Eindrücke während der Materialiensammlung festgehalten hat. Nicht selten werden dadurch ihre Erwägungen um eine persönliche Perspektive erweitert.

In methodologischer Hinsicht setzt die Arbeit an der Schnittstelle zwischen den post-modernen Sozialwissenschaften und der Kulturwissenschaft an. Spürbar ist der Einfluss von Frederik Barth, Friedrich Heckmann sowie Aleida und Jan Assmann. Sch. ist auf die Erforschung innerer Diskursfelder der deutschen Minderheit fokussiert, kaum aber auf politologische Ansätze, die bei der Analyse der Beziehungen zwischen der Minderheit und der Mehrheit, vor allem im Rahmen eines Nationalstaates, allerdings nützlich gewesen wären. Diese theoretischen Fragen nehmen ein Drittel der Studie ein und werden auch in den analytischen Kapiteln aufgegriffen, was auf die starke Verwurzelung der Autorin in der neuesten sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung hinweist.

Das Werk besteht aus acht Kapiteln. Nicht weniger als vier Kapitel widmen sich der Erläuterung der Forschungsgrundlagen sowie des geschichtlichen Hintergrunds. Wie bereits erwähnt, beschäftigen sich die Hauptkapitel mit den Institutionen der Minderheit, ihrer medialen Selbstrepräsentation und der Identität der jüngsten Generation. Das letztgenannte Kapitel nimmt fast ein Drittel des gesamten Bandes ein. Die Zusammenfassung im letzten Kapitel trägt den Titel „Minderheit 3.0“. Auch hier wird also ein Akzent auf die jüngere Generation gelegt.

Mehr als an Strukturen und Statistiken ist die Autorin an den speziellen Ausformungen der Aktivitäten interessiert, die von den einzelnen Organisationen der Minderheit angeboten werden. Richtig erkennt sie zudem die Bedeutung des Generationswechsels innerhalb der Führungsgremien, der sich im ersten Jahrzehnt des 21. Jh. vollzogen hat: Seitdem wird die kulturelle Entwicklung als prioritäre Aufgabe angesehen. Zwar wurden solche Bestrebungen auch schon in der ersten, politischen Phase des Bestehens der deutschen Minderheit unternommen, doch erst jetzt steht die Aufgabe im Vordergrund, die Tradition der Minderheit zu modernisieren und ihre Zugehörigkeit zum kulturellen Leben der Region zu manifestieren.

Dieses Postulat erfordert jedoch ständige Neuverhandlungen über die Identität der deutschen Minderheit und verursacht somit Dissonanzen und Widersprüche bezüglich ihres grundlegenden Ziels, nämlich der Erhaltung der deutschen Sprache. Innerhalb der eigenen Organisationen (z. B. Volksmusikgruppen oder Chöre) war diese Herausforderung noch relativ leicht zu bewältigen. Da nun aber versucht wird, das Angebot an ein breiteres Publikum anzupassen, wird die deutsche Sprache in den Hintergrund gedrängt, wodurch es zu einer Art Selbstpolonisierung kommt.

Das Ergebnis dieser Entwicklung ist bei den Jugendlichen sichtbar und wird in den Minderheitenmedien debattiert. Hierzu beschreibt Sch. weder die einzelnen Medien noch die von ihnen aufgegriffenen Themen. Vielmehr verfolgt sie die Evolution der Bedeutung von Gedenkortern und die Bemühungen der Führungsgremien, einen möglichst hohen Bekanntheitsgrad zu erreichen und dem Erbe der Minderheit innerhalb des Kulturbetriebs der Region zu mehr Beachtung zu verhelfen. In der medialen Praxis werden dafür zwei Gründungsmythen der Minderheit betont: die „Oberschlesische Tragödie“, als die deutsche Bevölkerung in den ersten Nachkriegsjahren Opfer weitreichender Repressalien wurde, und der Mythos der Wiedergeburt gegen Ende der 1980er Jahre. Letzteres symbolisierte 1989 der Text „Helmut, du bist auch unser Kanzler“ auf einem Spruchband während einer Messe in Kreisau mit Tadeusz Mazowiecki und Helmut Kohl.

Beide Mythen sind offensichtlich generationsgebunden. Während der frühere mit der ältesten Generation verbunden ist, hat der spätere für die mittlere Generation emotionelle Bedeutung. Bei den jüngeren Angehörigen der Minderheit lässt sich eine derart starke Bindung nicht beobachten. Einerseits beziehen sie sich auf das Erbe der älteren Generationen, andererseits sind sie aber auch offen gegenüber anderen kulturellen Angeboten, die geradezu einen Markt der Identitäten bilden. In erster Linie sind hier die oberschlesische Bewegung sowie die polnische und die europäische Kultur gemeint. Die generationstypische Verhandlung über Identität führt zur Entstehung einer neuen *Hybriderscheinung*, welche die Autorin als „Patchwork-Identität“ bezeichnet.

Das Angebot der Minderheit erfüllt bei dieser Gruppe keine identitätsbildende Funktion. Es wird bloß als soziales Kapital betrachtet, das eine entsprechende Positionierung innerhalb der regionalen bzw. polnischen bzw. europäischen Gesellschaft ermöglicht. Zwar bilden die genannten Gründungsmythen einen Teil der kulturellen Ausstattung dieser Gruppe, doch sie verbleibt oft außerhalb der Strukturen und Narrative der Minderheit. Eigentlich existiert und bewegt sich diese Generation in verschiedenen Gruppen mit multiplen Bindungen.

Insgesamt erhalten wir mit dieser Veröffentlichung eine engagierte und überzeugende Analyse des tiefgreifenden Wandels, der sich vor dem Hintergrund einer offenen Gesellschaft innerhalb der deutschen Minderheit in der Woiwodschaft Oppeln vollzieht. Infolge

dieses Wandels wird sich eine Gruppe mit einer hybriden Identität herausbilden. In der Zusammenfassung weist die Autorin selbst auf gewisse Mängel ihres Forschungsprojekts bezüglich Methodologie und Quellenauswahl hin. Praktisch nicht berücksichtigt werden solche Menschen, die sich außerhalb der Strukturen der deutschen Minderheit befinden oder sie verlassen haben. Abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen enthält die Arbeit ferner keine Analyse der Presse der Landsmannschaften und keine Interviews mit deutschen Unterstützern aus Politik, Wirtschaft und Publizistik.

Hierbei weist Sch. auch auf die konservativ-nationale Wende hin, die in den letzten Jahren in Polen stattfand, und sieht sie als eine Gefahr für die deutsche Minderheit. Auch wenn es paradox klingen mag, teile ich diese Befürchtungen nicht. Eine erneute „Schließung“ der Mehrheitsbevölkerung und eine deutlichere Abgrenzung gegenüber der Minderheit stellt meines Erachtens für Letztere eher eine Chance dar, um (auch unter dem Druck von diskriminierenden Praktiken) fortzubestehen.

Zum Abschluss erlaube ich mir in Bezug auf die gesamte Veröffentlichung und die zuletzt beschriebene Situation zwei Reflexionen. Zum einen habe ich den Eindruck, dass die polnische Geschichte der letzten Jahre den Primat eines tiefgreifenden kulturellen Wandels über politische Verwirrungen beweist. Obwohl derzeit eine traditionalistische und Einwanderung gegenüber negativ eingestellte Gruppierung an der Macht ist, vollzieht sich in Polen in diesem Bereich eine Kehrtwende. Heute sind die Ukrainer die größte Minderheit, zu erwarten sind zudem Einwanderungsbewegungen aus weiter östlich gelegenen Regionen. Darüber hinaus ist momentan eine starke religiöse Umorientierung der Gesellschaft zu beobachten, die sich in Gestalt leerer werdender Priesterseminare zu äußern beginnt.

Zweitens begleitete mich bei der Lektüre dieser wertvollen Veröffentlichung folgender Gedanke: Inwiefern ist die Minderheit als Produkt der Modernität, das in der Vergangenheit angesiedelt ist und über Vereine funktioniert, als solche fähig, in den neuen sozialen Medien fortzubestehen? Gibt es ein soziales Format, das ihr eine Anpassung an die heutigen Zeiten ermöglicht?

Opole

Bernard Linek

*Jutta Reisinger-Weber: Silberschmiedearbeiten im unteren Weichselland. Bestandskatalog der Gold- und Silberschmiedearbeiten im Westpreußischen Landesmuseum. Nicolaus-Copernicus-Verlag. Münster/Westfalen 2016. 196 S., zahlr. Ill. 978-3-924238-51-3. (€ 29,50.)* – Der Ausstellungskatalog *Westpreußische Gold- und Silberschmiedearbeiten aus vier Jahrhunderten* hatte 1996 bereits einen ersten Einblick in den diesbezüglichen Bestand des Westpreußischen Landesmuseums gegeben. Nun hat Jutta Reisinger-Weber einen aktualisierten, 166 Katalognummern umfassenden Bestandskatalog vorgelegt. In einem vorgeschalteten Teil skizziert R.-W. zunächst den Forschungsstand und führt in die Geschichte von Goldschmiedehandwerk und -zünften der von ihr unter dem Begriff „unteres Weichselland“ zusammengefassten Region mit deren Zentren in Danzig, Thorn, Elbing und Marienburg ein. Vertiefend behandelt sie sodann die kunsthistorische, funktional-formale Entwicklung des dortigen Sakral- und Profangeräts und erörtert die Geschichte wichtiger Goldschmiedefamilien der Region, darunter Rode, Schlaubitz, Stumpf und Proell. Der abschließende Exkurs zu Goldschmiedearbeiten des unteren Weichsellands in russischen Sammlungen setzt den Bestand des Westpreußischen Landesmuseums in einen größeren, wenn auch nur ausgewählten Zusammenhang. Der eigentliche Katalogteil erfasst den ausschließlich Silber umfassenden Bestand an Goldschmiedekunst des Museums vom 17. bis in das 19. Jh. mit wenigen Objekten des frühen 20. Jh. Die individuelle Erfassung berücksichtigt Provenienz, Künstler, Datierung, technische Details, Beschau- und Meisterzeichen und bietet neben Beschreibung, kunsthistorisch-historischer Einordnung, Objektgeschichte und Literatur Detailaufnahmen der Marken sowie mindestens eine Gesamtaufnahme. Diese – in ihrer Qualität allerdings unterschiedlichen – Schwarz-Weiß-Aufnahmen werden im Anhang ergänzt um 18 Farbaufnahmen ausgewählter Stücke. Ein 126 Katalog-Nummern umfassendes Kernkonvolut wurde von der Vf. in vier nach Städten geordneten Kapiteln strukturiert, wobei Objekte aus den Zentren in Danzig, Thorn und Elbing gesondert erfasst, jene aus Marienburg, Marienwerder, Graudenz, Bromberg und Königsberg dagegen zu einem Kapitel zusammengefasst wurden. Je Stadt ist das Material streng chronologisch gegliedert, dabei nicht in Profan- und Sakralgerät geschieden. Das Profangerät umfasst sowohl Prunk- und Schützensilber als auch Alltagssilber; darunter Tafelsilber – einschließlich Besteck und Trinkgerät wie Pokale, Becher, Humpen und Flaschen – ebenso wie Senffläschen, Kaffee- und Teekannen, Tee- und Tabakdosen, Körbchen, Leuchter und Wachsstockhalter. Im Bereich des zahlenmäßig geringer vertretenen Sakralgeräts beider Konfessionen umfasst die Sammlung liturgisches Gerät wie Kelche, Kannen, Weihrauchschiffchen, Kreuze und Ostensorien, aber auch Weihwasserbecken und Grabkartuschen. Weitere 29 Katalog-Nummern zu mit Westpreußen verbundenen, jedoch außerhalb – darunter in Berlin, Bremen, Düsseldorf, Dresden, Hanau und Heilbronn – gefertigten Objekten werden ebenso wie 11 Fälschungen aus dem 20. Jh. gesondert aufgeführt. Der Band schließt mit einer nach Quellen und Sekundärliteratur gegliederten Bibliografie sowie einem Register ausschließlich nach Künstlernamen. Die Suche nach Objekten einzelner Herstellungszentren bzw. bestimmter Funktion und Form wird durch das übersichtlich geordnete Inhaltsverzeichnis zumindest erleichtert. Trotz gewisser Abstriche bei Register und Abbildungsmaterial ist es das Verdienst des Bandes, den Silber-Bestand des Westpreußischen Landesmuseums einem größeren Publikum erschlossen und insbesondere durch den Katalogteil Arbeitsgrundlage und Anstoß für weitere Forschungen gegeben zu haben.

Eschweiler

Vera Henkelmann

*Martin Štoll: Television and Totalitarianism in Czechoslovakia. From the First Democratic Republic to the Fall of Communism. Bloomsbury Academic. New York u. a. 2019. XXII, 282 S. ISBN 978-1501324758. (§ 53,99.)* – In his well-researched study, Martin Štoll offers an investigation into the history of television in Czechoslovakia for almost the whole twentieth century. The author begins with pioneering developments in Czechoslovak television in the 1920s and 1930s, then covers German occupation, Stalinism, the Thaw, the post-1968 normalization period and, finally, the Velvet Revolution. The strongest point of this book is the author's emphasis on transitions between subsequent epochs in Czechoslovak history. He shows specific political and social conditions in which each new ruling elite appropriated television as the most important means of public communication. After the acclaimed work of Paulina Bren *The Greengrocer and his TV: The Culture of Communism after the 1968 Prague Spring*, which

covers only a single epoch of the normalization after the Prague Spring in 1968<sup>1</sup>, the volume under review makes a further contribution to the role of this means of communication in contemporary Czechoslovak history. While Bren's work asks for the role of television in everyday life, this book rather focuses on the national broadcaster as an institution situated in the power structure of a communist state. It provides a substantial point of reference to any scholar interested in studying media history and public communication in Czechoslovakia in the twentieth century. However, although, Št. refers to an international context in the developments of Czechoslovak television, he barely mentions any scholarly literature that covers similar topics in other countries. Thus, this book may not be easily accessible for those who are not interested exclusively in the history of Czechoslovakia, but intend to use Št.'s research as a point of reference in a comparative study. Despite this issue, I believe that this work could be useful for those who study the broader patterns of the media history of Eastern Europe since it offers a comprehensive investigation of the development of one specific medium in this region, both under democratic and authoritarian regimes.

Warszawa

Patryk Wasiak

*David Rousset: Das KZ-Universum. Mit einem Nachwort von Jeremy Adler. Übers. von Olga Radetzka und Volker Weichsel. Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag. Berlin 2020. 141 S. ISBN 978-3-633-54302-1. (€ 22,-) – Monografische Arbeiten über das gesamte KZ-System gibt es nicht viele. Zu nennen sind etwa Nikolaus Wachsmanns *Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, das 2015 erschienene neue Standardwerk zum Thema, meine eigene Arbeit über *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager* (1999), Wolfgang Sofskys soziologische Studie *Absolute Macht* (1993), Falk Pingels Buch *Häftlinge unter SS-Herrschaft* (1978), Martin Broszats Untersuchung über die KZ, die er als Gutachten für den ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess verfasst hatte (1965), aus marxistischer Perspektive Heinz Kühnrichs populärwissenschaftliche Darstellung *Der KZ-Staat* (1960) sowie Eugen Kogons Buch *Der SS-Staat*, das bereits ein Jahr nach Kriegsende erscheint. Französische Werke sind in der deutschsprachigen Forschung hingegen so gut wie nicht rezipiert worden, etwa Olga Wormser-Migots *Le Système concentrationnaire Nazi* (1968) sowie Joseph Billigs *Les camps de concentration dans l'économie du Reich Hitlerien* (1973). Dies gilt auch für David Roussets Buch *L'Univers Concentrationnaire*, das nun in deutscher Übersetzung vorliegt. R.s Buch ist wie das von Kogon zum einen ein frühes Dokument eines Überlebenden, geht aber zum anderen wie jenes über einen Erinnerungsbericht insofern hinaus, als der Versuch unternommen wird, diejenigen Elemente zu beschreiben, die das nationalsozialistische Konzentrationslager im Kern charakterisieren. R. – Journalist, Schriftsteller und politischer Aktivist – wurde 1912 als Sohn eines protestantischen Metallarbeiters in Roanne geboren und studierte Philosophie und Literatur an der Sorbonne. Nach dem Abschluss 1932 arbeitete er zunächst als Lehrer, bereiste Deutschland und die Tschechoslowakei und arbeitete seit 1938 als Journalist für amerikanische Zeitschriften. In den frühen 1930er Jahren hatte er sich den Sozialisten angeschlossen, und 1936 gehörte er zu den Gründern der trotzkistischen „Parti ouvrier internationaliste“, reiste für diese nach Marokko und Algerien. Im Oktober 1943 wurde R. von den Nazis verhaftet, ins Gefängnis gesperrt, gefoltert und im Januar 1944 in das KZ Buchenwald verbracht. Die weiteren Stationen: März 1944 Außenlager Porta Westfalica, Anfang April 1944 KZ-Stamm lager Neuengamme, Ende April 1944 Außenlager Helmstedt-Beendorf. Bei der Räumung des Lagers am 9./10. April 1945 verschleppte die SS die rund 4300 Gefangenen Richtung Hamburg und Wöbbelin. R. wurde dort am 2. Mai 1945 von US-amerikanischen Truppen befreit – gänzlich abgemagert und schwer krank. Doch er überlebte und schrieb noch im Sommer 1945 ein rund 100 Seiten umfassendes Manuskript nieder, das zunächst als Artikelfolge, 1946 als Buch unter dem Titel *L'Univers Concentrationnaire* in Paris erschien. Es handelt sich nicht um eine historische Analyse, faktenreich und quellengesättigt, sondern vielmehr werden einzelne Facetten des nationalsozia-*

<sup>1</sup> PAULINA BREN: *The Greengrocer and His TV: The Culture of Communism after the 1968 Prague Spring*, Ithaca et al. 2010.



listischen KZ-Terrors beleuchtet, wie unter einem Mikroskop offengelegt und als totalitär, zutiefst inhuman entlarvt. Die Rezeption des Werks – in Frankreich hoch gelobt und einflussreich, in Deutschland kaum wahrgenommen – wäre eine eigene Untersuchung wert. Diese müsste auch die Frage beantworten, wieso es erst bzw. gerade jetzt auf Deutsch erscheint, während Übersetzungen in andere Sprachen bereits viel früher erfolgten. An dieser Stelle kann nur dafür plädiert werden, das Buch (in der nun vorliegenden Übersetzung) zu lesen, dessen Titel – das „KZ-Universum“ – auch hier schon seit Langem eine Ikone ist.

Freiburg

Karin Orth

*Klaudiusz Bobowski: The British Council and Poland in the 1940s – Cultural Propaganda. (Schriften zur Geschichtsforschung des 20. Jahrhunderts, Bd. 18.) Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2019. 194 S. ISBN 978-3-339-10666-7. (EUR 88,90.)* – This slim study examines a subset of the 30 volumes of the British Life and Thought series published between 1940 and 1948. The author groups the 16 volumes that were translated into Polish into four thematic clusters—the people, the state, social life, and art—and offers summaries of the content of the volumes. The reader encounters a snapshot of 1940s British life as expressed by a government agency that was set up to provide information about Great Britain. The wider meaning and importance of this effort is largely left unanalyzed. The British Life and Thought series was launched in the late 1930s by the British Council as a means of spreading knowledge about Great Britain. With the defeat of Poland in 1939 and the arrival of large numbers of Polish exiles in Britain, it would appear that a number of the pamphlets were translated into Polish as a means of educating these new arrivals. They were then also made available to Poles in Poland after 1945 through the British Council. Alongside the summaries, the author rather impressionistically tries to imagine what a contemporary Pole would have made of them, and consistently faults the booklets for not making more and better connections to Poland. But given that the volumes were written for a broad international audience and were apparently directly translated into Polish, it is unclear why this repeated criticism is relevant. The author also makes passing reference to the larger body of theoretical literature on propaganda, but does not invoke this literature to analyze the texts. He also does not offer insights on their reception beyond his own guesses. There is, for example, little sense of how widely the volumes were read by Poles in wartime British exile, and no information given on their circulation in postwar Poland. Occasional and brief references are made to related, fascinating topics, such as the strategy of the British Council in postwar Poland, or the spectacular defection to Poland of the British Council representative in Warsaw, C. G. Bidwell, but these are not explored. One can hope that the narrow source base used here would form part of a much larger future study on British propaganda efforts towards Poles and Poland, as is hinted at in the introduction.

Northfield, MN

David G. Tompkins

*Tomasz G. Pszczołkowski: Deutschland – Polen: Eine kulturkomparatistische Untersuchung. transcript. Bielefeld 2015. 236 S. ISBN 978-3-8376-3273-6. (€ 32,99.)* – Der anzudeutende Band behandelt einen aus geschichtswissenschaftlicher Sicht überaus komplexen Gegenstand: „Kulturunterschiede zwischen Deutschen und Polen, die aus vergleichender Perspektive untersucht werden“ (S. 7). Tomasz G. Pszczołkowski, Germanist und Politikwissenschaftler an der Warschauer Universität, greift zu diesem Zweck auf einen Textkorpus überwiegend auf Wortebene zurück, den er zum einen aus deutsch- und polnischsprachigen Wikipedia-Artikeln, zum anderen aus Einträgen in Wörterbüchern, Bibliothekskatalogen und weiteren Schlagwortverzeichnissen extrahiert hat. Darüber hinaus sieht sich der Vf. in der Verpflichtung, zunächst den Kulturbegriff aus deutscher und polnischer Sicht ausführlich zu problematisieren. Sein Zwischenfazit, „dass der Kulturbegriff in verschiedenen Räumen unterschiedlich verstanden wird“ (S. 40), ist allerdings ebenso korrekt wie vorhersehbar. Ausgehend von derlei überaus allgemein gehaltenen Einschätzungen versucht P. sodann, zu einer „Systematik der Kulturvergleichsfelder“ zu gelangen. Hierzu erschließt er eine Vielzahl von Wortkomposita mit „-kultur“, die er kurz und präzise umreißen will; er verfängt sich dabei aber immer wieder in Stereotypen und Plattitüden. So vermerkt er zu „Autokultur“ (S. 148): „Bekanntermaßen ist das Auto das Lieblingskind des Deutschen, aber dieses Klischee ist nicht ganz zutreffend, weil das Internet

mittlerweile vielen Deutschen wichtiger ist als das Auto.“ Eine ganze Reihe weiterer derartiger pauschaler Einschätzungen ließen sich anführen, deren Nutzen gerade für einen systematischen Kulturvergleich unklar bleibt und denen bisweilen etwas unfreiwillig Komisches anhaftet: „Das Sterben und der Tod gehören zusammen und werden auch in vielen Publikationen so behandelt“ (S. 134). Etwas konkreter wird es dann im 4. Kapitel „Kulturvergleiche an ausgewählten Fallbeispielen“. Hier nimmt der Vf. u. a. Wortpaare wie „Pazifizierung/*pacyfikacja*“ hinsichtlich ihrer translatorischen Besonderheiten näher in den Blick, wobei er einzelne Phänomene korrekt identifiziert, ohne dass allerdings deutlich würde, wieso man in dem Kapitel zuvor mit Hunderten von „Kultur“-Komposita überhäuft worden ist. Das Buch endet mit dem Kapitel „Der deutsch-polnische Kulturvergleich in einer Zusammenschau“, das treffende Beobachtungen insbesondere zur Zeitgeschichte enthält, diejenigen aber, die sich in dieser Thematik bereits ein wenig auskennen, dem versprochenen Kulturvergleich nicht entscheidend näher bringt. Der Vf. hat mit viel Aufwand das kulturwissenschaftliche Terrain Deutschlands und Polens auf lexikalischer Ebene vermessen – es näher zu erkunden und in der Gesamtschau zu analysieren, bleibt zukünftigen Studien vorbehalten.

Marburg

Christoph Schutte

*Gedenkstättenarbeit und Erinnerungskultur. Ein deutsch-polnischer Austausch / Kultura pamięci i praca w muzeach-miejscach upamiętnienia. Polsko-niemiecka wymiana.* Hrsg. von Paul Ciupke, Guido Hitze, Alfons Kenkmann, Astrid Wolters, Wiesław Wysok. (Geschichte und Erwachsenenbildung, Bd. 25.) Klartext. Essen 2014. 328 S., Ill. ISBN 978-3-8375-0732-4. (€ 22,95.) – In den 17 Beiträgen dieses Bandes werden die Ergebnisse und Diskussionen einer deutsch-polnischen Fachtagung aus dem Jahr 2011 zusammengefasst und komplett zweisprachig vorgestellt. Ziel der Tagung war der fachliche Austausch über Gedenkstättenarbeit und Erinnerungspolitik im deutsch-polnischen Kontext. Dabei wurden sowohl Unterschiede in der Geschichtspolitik ausgelotet als auch Formen praktischer Vermittlungsarbeit thematisiert. Einführend dazu beschreibt Guido Hitze am Beispiel von Nordrhein-Westfalen und Polen die Anforderungen, Probleme und Herausforderungen einer beginnenden europäischen Erinnerungskultur. In Nordrhein-Westfalen befindet sich keine NS-Gedenkstätte, die in der internationalen Wahrnehmung neben Auschwitz, Buchenwald oder Dachau genannt werden könnte. Das Bundesland beherbergt aber eine Vielzahl kleinerer Gedenkstätten, an denen wertvolle Erinnerungs- und Aufklärungsarbeit über das NS-Regime geleistet werde. Deren Tätigkeit enger mit den Bemühungen in Polen zu verknüpfen, fände der Vf. hilfreich, um so einen besseren Wissensaustausch in Fragen der europäischen Gedenkstättenarbeit zu gewährleisten. Marcin Zaborski stellt Erinnerungsorte des Nationalsozialismus in Polen in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Er beschäftigt sich mit Gedenkorten, die in der Volksrepublik Polen aufgebaut wurden und im Sinne einer offiziell genehmigten Erinnerung seitens der Regierung ihre Themen vermittelten. In der Gedenkstätte des KZ Auschwitz wurde, so der Vf., der Anteil der jüdischen Opfer bewusst heruntergespielt, indem man sich auf die Nennung aller Nationalitäten unter den Inhaftierten konzentrierte und beispielsweise Birkenau als Bahnhaltdepot und „Entladestation“ bewusst bei Besucherrundgängen ausspart. Auch nach 1989 sind Gedenkstätten wie Auschwitz als Erinnerungsorte von besonderer politischer Dimension zu verstehen. Zbigniew Wilkiewicz beschreibt in seinem Beitrag Gedächtnisorte und europäische Erinnerung im deutsch-polnischen Kontext. Für die Entwicklungen der Geschichtspolitik zeichnet der Vf. einen knappen Überblick der Stationen nach der Wende 1989 und nach dem EU-Beitritt 2004. Bei der Vorbereitung von deutsch-polnischen Jugendseminaren sei insbesondere wichtig, die deutsch-polnischen Gedächtnisorte in einen gesamteuropäischen Kontext zu stellen, wie er etwa bei Themen zu „Teilungen als nationale Traumata des 19. und 20. Jahrhunderts“ zum Tragen komme. Ewa Matlak beschreibt unter der Überschrift „Wissen vertiefen – Geschichte berühren“ Aufbau und Bildungsarbeit des Nationalen Museums Auschwitz-Birkenau unter Einbeziehungen der Online-Bildungsangebote. Claudia Kraft macht zwei Vorschläge, wie eine gesamteuropäische Erinnerungspolitik flankiert werden könnte: zum einen durch die stärkere Einbeziehung alltagsgeschichtlicher Betrachtungen, zum anderen durch die Fokussierung der Wechselwirkungen von Peripherie und Zentrum.

Marburg

Antje Coburger